Ukraine – Rumänien – Bulgarien 23. Juli – 18. August 2004

Reisetagebuch



Anhang

Rumänien, 12. - 28. August 1994 Notizen und Fotos

Prolog.

Juli 2004. Ein weiteres Mal brechen F. und ich in den Osten Europas auf. Diesmal heißt der Schwerpunkt Rumänien.

Damit setze ich eine Tradition fort, die 1992 mit meinem ersten Besuch in Polen begann. Über Ungarn 1993, Rumänien 1994 und einigen weiteren Polenreisen habe ich sie bis zur großen Balkanreise 2002 mit H. weitergeführt, wobei ich heute sogar eine Linie bis zurück zu meinen frühen Ostberlinabstechern in den 80er Jahren ziehe. Nach den Umbrüchen im Osten, die scheinbar sehr ferne Länder wieder nah gerückt haben, entwickelten sich Südostund Osteuropa in den 90er Jahren nach Südostasien zum zweiten Schwerpunkt meiner Reisen. Später kam dann auch Russland dazu.

Das ist nicht zufällig so gekommen. Durch meine Familie bestand immer eine enge Verbindung zum Osten. Mein Vater hat nicht oft von der Zeit erzählt, als er als Soldat in Russland stand, aber wenn er es tat, hat sich damit schnell die mystische Vorstellung eines fernen, rätselhaften Landes verbunden. Hinzu kamen die vielen, oft wiederholten Geschichten und Anekdoten, mit denen sich meine Eltern und besonders mein Großvater, der ein begnadeter



Noch zu Hause im neuen Osten? Lenindenkmal in Ivano-Frankivs'k.

Erzähler war, an ihre Heimat in der ehemaligen Grenzmark Posen-Westpreußen erinnert haben. Dies bereitete den Boden, auf dem sich mein Interesse an östlicher Literatur wie z.B. von Bruno Schulz oder von Josef Roth entwickeln konnte, wobei "Osten" eine zunächst durchaus nebulöse Idee war, die von den südöstlichen Randgebieten des Habsburgerreichs bis nach Sibirien reichte. Jedenfalls wuchs die Neugierde, die dort beschriebenen Länder und Regionen selbst kennen zu lernen und die Mythen der Erzählungen und der Literatur mit der Wirklichkeit zu vergleichen, und der Fall des Eisernen Vorhangs tat dann sein Übriges.

Ursprünglich war jedoch nicht Rumänien das Ziel unserer diesjährigen Reise, sondern Russland. Wir wollten mit dem Zug nach Moskau fahren, ein paar Städte des *Goldenen Rings* um Moskau herum besuchen und dann, per Schiff oder Bahn, bis zur Wolgamündung Richtung Süden fahren. Doch diesen Plan gaben wir bald wieder auf, weil uns die Anforderungen an unorganisiert Reisende in Russland noch zu kompliziert schienen. Einladungen besorgen, sich in jeder Stadt bei den Behörden neu anmelden müssen – gegebenenfalls mit mehreren Tagen Wartezeit –, das erschien uns zu aufwändig.

Russland verblieb auf unserer Wunschliste, diesmal aber konzentrierten sich unsere Überlegungen auf Rumänien, das ich genau 10 Jahre nach meinem ersten Besuch dort mit D. gern wiedersehen wollte.

Wie aber dort hinkommen? Ich spielte einige Varianten für die Anfahrt durch, und schnell war klar, dass wir nicht den üblichen Weg über Ungarn nehmen würden, sondern Rumänien über die Ukraine ansteuern wollten. Beide Länder haben aus der Geschichte vielfältige Berührungspunkte, und nach unserem Besuch in der Ukraine 2001 reizte es uns, die Eindrücke dieser ersten Reise zu vertiefen. So beschlossen wir, den Weg über Galizien und die ukrainische Bukowina zu nehmen, zumal ich deren Hauptstadt Czernowitz, diese geschichts- und mythenbeladene Stadt, 2001 nur notgedrungen, aus zeitlichen Gründen von der Reiseliste gestrichen hatte. Als weiteres, neues Land sollte ursprünglich Moldawien hinzukommen. Aber weil ich glaubte, F. Moldawien nicht zumuten zu können, ersetzten wir es durch Bulgarien, für das es allerdings einen großen Umweg in Kauf zu nehmen galt.

UKRAINE.

Freitag, 23. Juli / Berlin - Kraków.

Über dem speckigen polnischen Speisewagen hängt der Geruch von gekochtem Weißkraut. Keine Spur mehr von "Bordrestaurant" und gestylten Menübanalitäten. Es gibt, billig und lecker, Žurek, die aus Roggenschrot zubereitete polnische Traditionssuppe, und Schnitzel mit Kartoffeln und Kümmelkohl. Dazu der freundlich-bärbeißige Kellner, die weiten Panoramablicke durch die großen Fenster, und nach zwei Bieren sind wir im Urlaub angekommen.

Um 9.38 Uhr sind wir in Berlin vom Bahnhof Zoo abgefahren, jetzt geht es ohne Umsteigen Richtung Krakau. Die Sonne scheint in unser Abteil, das halbleer ist, wir haben bequeme Fensterplätze und eine gute Sicht, und wir genießen die entspannte Fahrt.

An den Bahnübergängen halten regungslose Männer rote Fahnen in der Hand. Vor Krakau beginnt es zu regnen.

Kraków Główny. Für die Nachtfahrt, die uns bevorsteht, ist nirgendwo Wein zu bekommen. Der Bahnhof ärmlich, verbaut, muffig: ein finsteres Loch. Zahllose Rucksacktouristen.

Nach anderthalb Stunden Aufenthalt geht es um 21.05 Uhr weiter mit dem *Double*. Seit ich 1997 zum ersten Mal so von Stettin nach Białystock gefahren bin, ist der Schlafwagen 2. Klasse im Osten unsere bevorzugte Art zu reisen geworden. Auch 2001, während unseres ersten Ukraineurlaubs sind wir auf diese Weise im komfortablen und preiswerten Zweier-



Unterwegs in der Ukraine (2001, zwischen L'viv und Drohobytsch).

schlafabteil durchs Land gereist. Unsere Stationen hatten wir nach den Fahrplänen ausgesucht, so dass es immer eine runde Nachtfahrt war, die uns von Przemyśl nach Kiew, von Kiew auf die Krim, von dort nach Odessa und schließlich zum Abschluss von Odessa nach Lemberg führte.

Die erste Nachtfahrt im Osten, die mir im Gedächtnis geblieben ist, liegt allerdings viel weiter zurück. Das war 1992. Damals bin ich von Krakau nach Zamość gefahren. Von einem kurzen

Pragtrip 1977 abgesehen, war das meine erste Reise in den Osten. Ich war allein mit der Bahn unterwegs, was damals noch ein aufregendes Abenteuer für mich war, und ich erinnere mich gut, wie ich die Nacht ausgestreckt auf den Sitzen verbrachte. Ich hatte das Abteil ganz für mich, und ich werde nie vergessen, wie ich frühmorgens aufwachte und an dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel die Sonne über den Feldern aufging, auf denen noch der morgendliche Tau lag.

Dieselbe Reise brachte mich auf der nächsten Station sogar in eine erste flüchtige Berührung mit der Ukraine. In Przemyśl geriet ich durch Zufall auf einen Ukrainermarkt, der in einem Fußballstadion stattfand. Da wurde bis hin zu rostigen Nägeln ein unglaublicher Plunder verkauft, stämmige Bäuerinnen in altmodischen karierten Kittelschürzen saßen über ihren armseligen Waren, und was ich von den Polenmärkten kannte, die es damals in Deutschland noch gab, fand sich hier um einige hundert Kilometer nach Südosten versetzt wieder, nur in unvorstellbar größerer Armut und Tristesse. Abends um 22 Uhr fuhr mein Zug nach Warschau ab, und da lagerten sie dann alle mit ihren in dicken Säcken verpackten Habseligkeiten auf den kaum beleuchteten Bahnsteigen – eine graue Masse, die mir damals unglaublich fremd und fern vorkam. Vermutlich war das meine erste wirkliche Begegnung mit der Dritten Welt.

Ein Deutscher auf dem Gang: "Will in der Ukraine ein bisschen nach Frauen gucken."

Der sterile, moderne Wagen, der uns nach Lemberg bringt, besitzt nicht mehr den ranzigen Charme der muffigen Kabinen, mit denen wir vor drei Jahren im Schneckentempo und mit



Ivano-Frankivs'k: Fußgängerzone ...

einem Mordsgetöse über das marode ukrainische Schienennetz gerumpelt sind. Aber was soll's: Geborgen und sicher schweben wir durch die dunkle Nacht, der unbekannten Fremde entgegen.

Samstag, 24. Juli / L'viv - Ivano-Frankivs'k.

Spät um 3.48 Uhr kommen wir in Lemberg an, es ist eine wunderbar laue Nacht. Der schöne k.u.k. Bahnhof düster, kaum beleuchtet. Der riesige, hohe

Wartesaal, über dem eine ätzende Wolke menschlicher Ausdünstungen hängt, ist voll mit Schlafenden. Hinter der Scheibe des winzigen Wechselbüros döst die Kassiererin. Schön zu wissen, so weit in der Fremde, wie die Stadt da draußen aussieht, die 2001 unsere letzte Station in der Ukraine war.

Ein Taxifahrer, der ein bisschen Deutsch spricht, bietet an, uns nach Ivano-Frankivs'k zu fahren. Von 1979 bis 1984 war er als Offizier in Frankfurt/Oder. Eine gute Zeit? Er schüttelt den Kopf. Er bezieht Rente, muss aber nebenbei noch Taxi fahren.

Die Polizei, die in kleinen Gruppen durch den Bahnhof patrouilliert, scheucht brüsk eine verwirrte alte Frau weg, die für uns eifrig ein paar Brocken Deutsch zusammengekratzt hat. Allmählich belebt sich der Bahnhof. Züge schütten ihre Passagiere aus. Taxifahrer schwärmen durch die Halle, auf der Suche nach Kundschaft.



... und Peripherie.

Endlich, nach knapp zwei Stunden: Gezogen von einer riesigen Lok, schiebt sich mit grellem Scheinwerferlicht ein endlos langer Zug in den düsteren Bahnhof. Graue, verhängte Liegewagen - ein gespenstiges Bild. Doch als wir einsteigen wollen, erkennt der Schaffner unsere Tickets, die wir in Berlin gekauft haben, nicht an. Die hier überall obligatorische Reservierung fehlt, er lässt uns nicht in den Zug. Nur noch 15 Minuten Zeit, F. hetzt in die Bahnhofshalle. wechselt schnell Geld und drängelt sich zum Fahrkarten-

schalter vor, aber die Beamtin beachtet sie gar nicht. Die Zeit drängt. Ergebnislos hetzt sie zum Bahnsteig zurück, wo die Schaffner schon warten, weil der Zug abfahren will. Am Ende drückt der Schaffner ein Auge zu und lässt uns einsteigen. Im Zug sehen wir ihn bald wieder, seine Fahne ist weithin zu riechen. Er knöpft uns 20 € ab.

Wir werden zu zwei jungen Frauen in ein Liegewagenabteil gesteckt, in dem der Mief einer langen Nacht hängt. In unserer Aufregung und unserem Ärger merken wir nicht, dass oben

noch ein leerer Schlafplatz ist und wir uns nach der langen Nachtfahrt für ein paar Stunden hinlegen könnten. Müde und verkrampft sitzen wir nebeneinander und versuchen, durch die schmutzige, von einer verdreckten Gardine verhangene Scheibe ein paar Eindrücke von der



Hoch über der armenischen Kirche.

ukrainischen Landschaft zu erhaschen. Bevor wir um 8.22 Uhr nach drei Stunden Fahrt ankommen, entwickelt sich noch ein kleines, radebrechendes Gespräch mit der älteren der beiden Frauen, die als Lehrerin auf dem Land arbeitet. Am Bahnhof nehmen Mann und Baby sie freudestrahlend in Empfang.

Bahnhof und Vorplatz sind voll mit Menschen. Erschöpft von der langen Fahrt, drängeln wir uns durch die Menge und stolpern mit den Koffern an einem kleinen Park vorbei zum nahegelegenen Hotel. In dem hässlichen grauen Kasten finden wir

nach der durchrüttelten Nacht ein wunderbar großzügiges, helles Zimmer. Erst einmal duschen! Vom Fenster aus überblicken wir einen großen Platz, früher stand dort eine evangelische Kirche. An der Seite schließt das ehemals sozialistische Theater an. Alles weiträumig und steril.

Erster Spaziergang durch die Fußgängerzone, die mit ihren niedrigen Häusern auf angenehm zurückhaltende Weise eine freundliche, bodenständige Atmosphäre ausstrahlt. Viele Leute sind unterwegs. Die Menschen sind sonntäglich gekleidet, oft haben sie Blumensträuße in der Hand. Überall wird geheiratet. Wenn man die Straße zurückschaut, eröffnet sich ein weiter, horizontloser Blick. Es ist ein eigen-

artiges weißes Licht, wie am Meer.

Die Post, ein klar gegliederter, schmuckloser Bau im konstruktivistischen Stil der späten 20er Jahre. Auch das seltsame Rathaus von 1927, ein schlichter Bau mit Treppenturm, ist vom Konstruktivismus beeinflusst.

Um 11.30 Uhr Essen, Bier, danach fallen wir völlig erledigt ins Bett. Nach vier Stunden reißt uns der Wecker aus tiefstem Schlaf.

Die armenische Kirche. Das schöne Blau der Kuppeln im Nachmittagslicht.

Die älteste ukrainische Brauerei von 1767 ist nur noch eine Baustelle und steht offenbar kurz vor dem Abriss. Laut Reiseführer müsste sie noch in Betrieb sein.

Hinter unserem Hotel lagen früher die aus mehreren Gebäuden bestehenden Zöcklerschen Anstalten. Der 1867 in Greifswald geborene Theodor Zöckler kam als Judenmissionar nach Ivano-Frankivs'k, das damals noch, bevor es den Namen des sozialkritischen ukrainischen Nationaldichters erhielt, Stanislau hieß und ein Zentrum der Galiziendeutschen



Schaufenster.

war, die hier in der Umgebung siedelten. Zöckler richtete, um die Not der Deutschen zu lindern, unter anderem ein Kinderheim ein, versorgte Waisenkinder und gründete ein Werk für landwirtschaftliche Geräte. Auch ein Pfarrhaus gehörte zu dem Komplex. Ein paar kleine, halb zerfallene Häuser, die heute normal bewohnt werden, sind noch zu sehen. Aber die

Vergangenheit, wenn sie keinen ukrainisch-patriotischen Wert hat, interessiert hier nicht sehr. Eine Gedenktafel, die angeblich 1999 enthüllt wurde, ist nicht aufzufinden.



Straßenszene in Ivano-Frankivs'k.

Eine schöne, ruhige Straße, gesäumt von herrschaftlichen, aber größtenteils verfallenen Villen der Jahrhundertwende, führt aus der Stadt heraus zu einem See und einem Veranügungspark. Unterwegs spricht uns ein Mann an. Zahnlücken, Sportshorts, Schlappen, am Arm eine vergammelte Plastiktüte. Er riecht nach Alkohol. ist unterwegs zu einem Fußballspiel. Da er eine Zeitlang als Ingenieur bei Samsung in Korea, Dänemark und Deutschland

gearbeitet hat, spricht er gut Deutsch. "Was machen Sie in der Ukraine?" fragt er uns verwundert. Mit sichtlichem Stolz erklärt er uns die an den Hausfronten angebrachten Tafeln, die nationale Größen der Ukraine zeigen, meist Dichter oder Politiker des 19. Jahrhunderts. Sehr höflich, fast verschämt, will uns nicht belästigen. Als ich auf die andere Straßenseite gehe, um zu fotografieren, verschwindet er einfach.

Mit sanftem Übergang – die Häuser werden immer niedriger – geht die Straße in einen Park über. Auf einer Bühne spielt eine Band mit zwei Sängerinnen einen soliden, harten Rock. An einem kleinen See ruhen wir uns eine Weile aus.

Abends sitzen wir in dem offenen Restaurant in der Fußgängerzone, wo wir schon mittags gegessen haben. Eine angenehm laue Luft. Ich esse leckere Kalbsschnitzel, die mit frischen Waldpilzen gefüllt sind. Wahrscheinlich sind frische Pilze billiger als Dosenchampignons. F.

genießt ein Stück gebratenes Kaninchen in einer roten Weinsoße.

Obwohl die Stadt eine sehr angenehme Ausstrahlung hat, beschließen wir, einen Tag früher als geplant nach Czernowitz weiter zu fahren.

Sonntag, 25. Juli / Ivano-Frankivs'k - Černivci.

Lange am Bahnschalter angestanden, dann schickt man uns zum nächsten. Die Fahrkarten für uns beide kosten 3 €.

Offenes, halb leeres Zugabteil. Links vom Gang offene Kabinen mit zweistöckigen Querbänken. Rechts auf der Schmalseite je zwei einander zugewandte Sitze in Längsrichtung, auch sie mit



Czernowitz: im Hotel Kiew, früher Hotel Kronprinz.

einer Liegebank darüber. Alles ist darauf ausgerichtet, dass man hier auch schlafen kann. In dem großen Land und bei dem schlechten Zustand der Schienen können Zugfahrten endlos lange dauern.

Der kaum gefüllte Zug, der gemäß Fahrplan von 11.40-14.30 Uhr unterwegs ist, fährt im Schneckentempo. Radebrechendes Gespräch mit einem leicht angetrunkenen Arbeiter, der wochentags als Sicherheitskraft in einem Ölwerk arbeitet und jetzt für fünf Tage zurück nach Odessa fährt. Viele Leute sprechen einen hier an, freundlich und ein wenig verwundert, was

wir hier wohl zu suchen haben. Als wir in Czernowitz ankommen, liegen die Fahrgäste, Bäuerinnen ebenso wie schicke Städterinnen, dösend auf den Bänken.



Der Bahnhof in Czernowitz.

Ein Taxi bringt uns ins Hotel Kiew im Zentrum der Stadt. Erstaunt registriere ich, dass Czernowitz an einem Berg liegt, was in Anbetracht seiner multikulturellen Vergangenheit etwas Symbolträchtiges hat: Als wären hier die Völker am Berg hängen geblieben. Unsere Absteige war früher das Hotel Kronprinz und eines der ersten Hotels der Stadt. Von hier aus sind es nur wenige Meter zum Central'na plošča, dem früheren Ringplatz, und zur Herrengasse, der traditionellen Flaniermeile von Czernowitz. Heute ist das Kiew ein abgewirtschaftetes Haus, aber es besitzt einen Charme, den solche Hinterlassenschaften sozialistischer Misswirtschaft oft ausstrahlen, wenn durch das lastende Grau, das alles überzieht, noch die Reste des glanzvollen Alten durchscheinen.

An der düsteren Rezeption im Erdgeschoss weiß man erst nichts mit uns anzufangen. Dann gibt uns eine Frau, die hinzu stößt, das vermutlich teuerste Zimmer im Haus. Für 30 € pro Nacht beziehen wir eine zwar etwas schmuddelige, ansonsten aber geradezu fürstliche Suite mit Schlaf- und Wohnzimmer, dazu einem Vorraum, Flur und Bad. Im Flur entdecken wir einen riesigen Kühlschrank, der sogar funk-

tioniert. Im Wohnzimmerschrank stehen Geschirr und Wodkagläser. Die Klospülung funktioniert allerdings nur nach Laune, neben dem Becken steht vorsichtshalber ein Eimer zum Spülen. In den Betten durchgelegene Matratzen, die auf Holzbrettern liegen. Vom Fenster, zu dem der Lärm von der gepflasterten Straße hoch dröhnt, haben wir einen Blick bis weit ins Hinterland. Am nächsten Morgen sehen wir, dass auf den langen, düsteren Fluren noch andere Einrichtungen ihre Büros haben, vermutlich könnte sich das Hotel sonst gar nicht mehr halten.



Auf dem Central'na plošča, dem früheren Ringplatz.

Unterkünfte sind in der Ukraine ein Kapitel für sich. In Kiew war 2001 das Schiffshotel, das uns der Reiseführer empfohlen hatte, gerade nach Moskau abgefahren. Erst nach langem Suchen fanden wir eine halbwegs bezahlbare, gleichwohl immer noch überteuerte Alternative, ein gesichtsloses Hochhaus weitab vom Zentrum, wo wir uns in unserem Zimmer im 6. Stock dennoch wunderbar von der langen Anreise erholt haben.

Viel preiswerter war das *Spartak* in Odessa, ein großes, traditionsreiches Hotel im Zentrum der Stadt,

das aber schon weit bessere Zeiten gesehen hatte. Uralte, verschlissene Möbel, ein heruntergekommenes Bad, verkrusteter Taubendreck auf dem Fenstersims, doch auf den Fluren war Leben, morgens traf man sich, als lebte man hier schon seit Jahren, noch im Schlafrock, mit der Kaffeetasse in der Hand zu einem kleinen Plausch vor der Zimmertür, eine unwiderstehliche Atmosphäre, die uns an das *Hotel Savoy* von Josef Roth erinnert hat.

In Jalta hingegen ist man, will man nicht in einem der überteuerten Hotels oder einem hässlichen Sanatorium unterkommen, auf Privatunterkünfte angewiesen. An der Endhaltestelle der Oberleitungsbusse warten die Anbieter schon auf die potenziellen Kunden, die aus Simfero-



Hier werden Obst und Gemüse verkauft...

pol anreisen. Eine scheue, junge Russin, die als Einzige Englisch sprach, nutzte die Chance, um uns anzusprechen. Sie brachte uns zum Haus ihrer Familie, wo wir inmitten der Wohnräume ein winziges, voll gestelltes Zimmerchen vorfanden, mit einem Bett, das gerade mal für eine Person ausreichte und 10 € kosten sollte.

Vermutlich sah sie das Entsetzen in unseren Gesichtern. Schämte sie sich vor den vermeintlich reichen Fremden, für die ihre Wohnung nicht gut genug

war? Jedenfalls half sie uns uneigennützig, ein anderes Quartier zu finden. Durch ein paar Seitenstraßen führte sie uns zu einem lauschig inmitten von viel Grün gelegenen Bungalow, der für 20 € mit seinen plüschigen, mit vielen Teppichen ausgelegten Räumen eine wunderbare Basis für unsere Spaziergänge durch Jalta wurde.



Straßenverkäuferinnen, ein vertrautes Bild überall in Südosteuropa.

An der Wand hing eine Schwarzweißfotografie, die unsere vierzigjährige Wirtin als schöne iunge Frau zeigte. Da sie gut Deutsch sprach, vermuteten wir, sie habe als Offizierswitwe eine Zeitlang in Deutschland gelebt, aber unsere Frage danach überhörte sie. Während unserer ersten Reise haben wir mehrfach erlebt, dass Leute, sobald wir sie fragten, woher sie ihre Deutschkenntnisse hätten, sofort wieder ins Ukrainische oder Russische verfielen. Einer meinte allerdings

nur lakonisch: "Deutschland schöne Frauen, gutes Essen – und Päng, Päng!" Mit der schüchternen Studentin verabredeten wir uns noch für einen gemeinsamen Ausflug, zu dem sie aber nicht erschien – angeblich, weil sie krank war.

In L'viv, unserer nächsten Station 2001, kamen wir im ehrwürdigsten Hotel der Stadt unter. Jeder kulturhistorische Rundgang durch das alte Lemberg erwähnt das zur Jahrhundertwende gebaute Luxushotel *Georges*, ein k.u.k. Prachtbau, der später zum *Hotel Intourist* mutierte und jetzt wieder unter dem alten Namen an seine glorreiche Vergangenheit anzuknüpfen versucht. Wir landeten dort, nachdem uns die billigere Alternative, die wir herausgesucht

hatten, verwehrt wurde. An der Rezeption bedeutete man uns, dass uns die Zimmer nicht zuzumuten seien. Das *Georges* kostete teure 80 € die Nacht, aber die gaben wir gerne aus. Wir genossen das überall noch spürbare Flair der großen alten Zeit, das wunderbar großzü-



Das Geburtshaus von Rose Ausländer...

gige Zimmer, die prachtvollen breiten Aufgänge
und den schmalen, hohen
Frühstücksraum im Jugendstil, dessen dunkelblauen Wände mit stilisierten Vögeln und Ornamenten bemalt waren. Das
Frühstück allerdings war
mäßig.

Abends suchen wir ein Kellerrestaurant auf, das über einen Hof zu erreichen ist. Ein junger, blonder Kellner in ukrainischer Tracht bringt stolz sein Englisch an den Mann. Als Vorspeise echter Kaviar für 4 € mit viel leckerer

Butter und einem köstlichen Graubrot. Allerdings hält es keinen Vergleich aus mit den wunderbaren mit Kaviar gefüllten Röllchen aus dünnem Eierpfannkuchen, die wir 2001 in Kiew serviert bekamen.

F. wird plötzlich furchtbar übel.



... und die Gedenktafel dazu.

Am Nebentisch vertilgt eine Gruppe fröhlich feiernder junger Leute knusprige Hühnerteile aus einer großen Schüssel, die mitten auf dem Tisch steht. Zwischendurch tanzen sie ausgelassen zur Livemusik. Animiert von dem Anblick, bestellt F. ebenfalls Huhn, aber was sie bekommt, ist eine zähe und völlig ungenießbare, "auf ukrainische Art" gekochte, was heißt: in heller Mehlschwitze ertränkte alte Schabracke, die sie fast unberührt wieder zurückgehen lassen muss.

Köstlich dagegen, das Fleisch wunderbar durchzogen, mein mit viel saurer Sahne im Ofen geschmorter Eintopf aus Schweinefleisch, Leber, Kartoffeln und Pilzen. Dazu ein leckerer Weißwein, der uns in Wassergläsern serviert wird.

Montag, 26. Juli / Černivci.

Wunderbar entspanntes Frühstück im *Wiener Café* in der Herrengasse. Zaghaft versucht die ehemals vornehmste Straße der Stadt wieder an die alten Zeiten anzuknüpfen. Im Café, das für ukrainische Verhältnisse sündhaft teuer ist (für uns ist es trotzdem billig), trifft sich schon wieder die Oberschicht. Nach dem Vorbild des einst so nahen Wien gibt es alle möglichen

Sorten von Kaffee. Wir sitzen unter dem Vordach in bequemen Korbsesseln und beobachten das Treiben auf der Straße, wo zwischen dem einfachen Volk schicke Ukrainerinnen in Minirock und durchsichtigen Blusen flanieren.

Spaziergang den Stadtberg hinunter zum Bahnhof. Am rumänischen Konsulat stehen die Menschen Schlange. Rumänien ist für die Ukrainer schon der gelobte Westen. Der Bahnhof,



Überall wird geheiratet.

wie in Ivano-Frankivs'k ein repräsentativer Prachtbau aus der k.u.k. Zeit, liegt mit seinem vielteiligen, leuchtend weißen Baukörper und den grünen Kupferdächern wie ein sperriger Riegel am Fuß der Stadt.

Vergeblicher Versuch, ein Ticket nach Suceava zu erstehen. Die Beamtin am Informationsschalter schreit uns an, als wir sie nicht verstehen. Als wir endlich am richtigen Schalter gelandet sind, werden schlagartig die Schotten dicht gemacht, obwohl noch eine lange Schlange

wartet: Pause. Schließlich bekommen wir heraus, dass es Fahrkarten frühestens einen Tag vor der Fahrt gibt.

Die alte Pracht der Kaiserzeit ist in Czernowitz noch gut erhalten, die grauen Wohnsilos, mit denen der Sozialismus viele seiner Städte verschandelt hat, sind zumindest in der Innenstadt



Und das passende Geschäft...

nicht zu sehen. Das Deutsche Haus, das Jüdische Haus, der rumänische Kulturpalast und andere Bauten erinnern an die wechselvolle Vergangenheit der Stadt. Einige Gebäude sind renoviert, viele zerfallen aber auch. Die Straßen, auf denen uralte Trolleybusse aus den 60er Jahren verkehren, sind mit ihren tiefen Löchern regelrechte Fußgängerfallen.

Beim Frisör begrüßt mich der Empfangschef im Anzug. Aus dem kleinen Straßengeschäft, das ich für den eigentlichen Laden gehalten

hatte, werde ich ins Obergeschoss geführt, wo sich ein großer Frisier- und Schönheitssalon mit mehreren Räumen auftut. Schöne, hochnäsige Ukrainerinnen lassen sich hier bei coolem *Small Talk* aufputzen. Die Angestellten arbeiten offensichtlich auf eigene Rechnung, denn sie kassieren ihr Geld alle selbst. Meine hübsche Friseuse spricht kein Wort Deutsch und ist genauso nervös wie ich. Haare schneiden kostet 2 €. Da sie meinen Griwnaschein nicht wechseln kann, gebe ich zwei Dollarscheine und einen weiteren als Trinkgeld. Sie macht fast einen Luftsprung vor Freude.

In einer Seitengasse finstere Gestalten, offensichtlich Geldwechsler – aber woran verdienen sie?

Die kleine Nikolaikirche aus Holz, die 1992 abbrannte, wurde wieder neu aufgebaut. Mit ihrem von hohen Mauern abgeschotteten Innenhof ist sie inmitten des Großstadtlärms eine grüne Oase der Stille. Aber seltsam: Sobald man weiß, dass es sich um eine Replik handelt, sieht man solche Gebäude mit anderen Augen.

Viele Frauen haben Blumensträuße in der Hand. Auch hier wird kräftig geheiratet. Vor dem Standesamt auf der Herrengasse geben sich die frisch vermählten Paare die Klinke in die



Die wiederaufgebaute Nikolaikirche.

Hand. Ein paar Fiedler spielen traditionelle Volksweisen dazu.

Am Straßenand alte Frauen mit Schürze und Kopftuch, die Gemüse aus ihrem Garten verkaufen: Möhren, Rote Beete, Knoblauch, Gurken, Zwiebeln, alles in Kleinstmengen.

Der wundervoll proportionierte, lang gestreckte Theaterplatz. In der Mitte, etwas tiefer liegend, Bänke, Blumenbeete. Hier sitzt man und ruht sich aus. An der Spitze des Platzes

das 1905 eröffnete ehemals habsburgische Theater. Das Denkmal davor ist wie die gesamte Bebauung ringsum ein Spiegelbild der Geschichte dieser Region. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs beherrschte noch Schiller den Platz. Nach dem Krieg wurde der Deutsche durch den rumänischen Nationaldichter Eminescu ersetzt. Heute bewacht die ukrainische Schriftstellerin Ol'ha Kobyljans'ka das Theater, das nach ihr auch benannt ist. An der nördlichen Längsseite des Platzes, in scheinbar friedlicher Koexistenz mit dem Theater, aber noch



Noch in Betrieb: die letzte Synagoge in Czernowitz.

prunkvoller auftrumpfend, das Jüdische Haus von 1907, an das der streng sachlich gehaltene rumänische Kulturpalast aus den 30er Jahren angrenzt, ein harter, aber reizvoller Kontrast. Gegenüber, an der südlichen Längsseite, liegt das ehemalige jüdische Theater, das heute ein wissenschaftliches Institut beherbergt.

Im Jüdischen Haus residierte nach dem Zweiten Weltkrieg der Club der Leichtindustrie. Dieser ließ den Davidsternen im

Geländer des Treppenhauses, die ihm offensichtlich nicht passten, kurzerhand zwei Zacken absägen. Als wir uns das ansehen wollen und nicht gleich verstehen und antworten, als uns ein Mann anspricht, werden wir barsch aus dem Haus gescheucht.

Auf einem kleinen, lauschigen Platz trinken wir eine süßliche Fanta aus ukrainischer Produktion. Der Imbiss bietet neben Getränken und *Hot Dogs* auch Trockenfisch an.

Viele Gedenktafeln verweisen auf ukrainische Geistesgrößen des 19. Jahrhunderts. Die Tafel am Geburtshaus von Paul Celan wurde allerdings mit österreichischen Geldern finanziert.



Auf dem Zentralfriedhof von Czernowitz.

Hinweise auf die jüdische Vergangenheit oder auf die anderen Völker, die die Geschichte des Landes geprägt haben, gibt es kaum. Vielleicht wuchern da noch antisemitische Stränge weiter. Vielleicht müssen die Ukrainer aber auch noch zu sehr um ihre eigene Identität kämpfen, um anderen Traditionen Platz geben zu können. Immerhin ist es gerade mal 13 Jahre her, dass das Land unabhängig wurde. Wie schwer es für diese junge Nation ist, eine gelassene Identität zu entwickeln, erkannten wir 2001, zum zehnjährigen Jubiläum der Unabhängigkeit, am gerade neu gebauten Kiewer Bahnhof, einem mit kaltem Marmor auftrumpfenden Prunkbau mit riesigen Wartesälen, Kronleuchtern und goldenen Verzierungen, dessen jede vernünftige Dimension sprengende Größe in keinem Verhältnis zu der Zahl der Menschen steht, die ihn benutzen.

Es gibt noch 4000 Juden in Czernowitz, für die eine einzige, bescheiden in einer Nebenstraße versteckte Synagoge in Betrieb ist. Die ehemals größte, in den 1870er Jahren im maurischen Stil errichtete Synagoge im Stadtzentrum ist heute ein Kino, dem man die Vergangenheit nicht mehr ansieht.

Die düstere Lyrik Paul Celans bringe ich in keinen Zusammenhang mit seinem stuckverzierten Geburtshaus.

Vom Bahnhof spazieren wir durch schöne, ruhige Wohnviertel zur mächtigen, hoch über der Stadt thronenden Residenz des Metropoliten, die heute als Universität genutzt wird. Die Türwächter verwehren uns ohne einsichtigen Grund einen Rundgang.



Ich erinnere mich an einen ähnlich entspannten Spaziergang in Odessa 2001, der uns an einem Sonntagmorgen durch ein vom Zentrum etwas abgelegenes Wohnquartier führte. Eine zauberhafte Stille lag über dem Viertel. Auf den breiten, gepflasterten Straßen, die lange Baumreihen säumten, waren kaum Menschen, geschweige denn Autos unterwegs. Ein klobiges Hinweisschild an einem Haus informierte darüber, dass dort Maxim Gorki gewohnt hat. Ein paar Straßenstände und kleine Geschäfte hat-

ten geöffnet, und aus einem winzigen, mit Schuhen vollgestopften Laden sprach uns freundlich ein Schuster an, den es während des Kriegs nach Deutschland verschlagen hatte. Durch

große Torbögen blickten wir in die Hinterhöfe, wo Wäsche im Wind flatterte und die Menschen mit diesem und jenem beschäftigt waren.

Dienstag, 27. Juli / Černivci.

Am besten erschließt sich die Geschichte Czernowitz', das mit Österreich-Ungarn, Rumänien und Russland sehr unterschiedliche Herrschaften erlebt hat und immer eine Art Tor zum Os-

ten war, über seine Friedhöfe. die hoch über der Stadt liegen. Auf dem riesigen, halb verwilderten Zentralfriedhof ruhen die Nationen, die die Geschichte der Stadt geprägt haben, friedlich nebeneinander. Neben den Ruthenen und Ukrainern liegen Deutsche. Polen, Rumänen und Russen. Prächtige Mausoleen zeugen von der früheren Größe der Stadt. Die neueren Gräber protzen mit Fotos oder kitschig-düsteren Gemälden, die Lederjacken und Schmuck als Insignien der Macht herzeigen. und von ihren Autos scheinen



Auf dem jüdischen Friedhof.

sich manche Verstorbene nicht einmal im Tod trennen zu können. Aber viele Gräber tragen auch nichts als ein schlichtes Holzkreuz.

Der ebenso große jüdische Friedhof direkt daneben, mit über 50000 Gräbern der größte seiner Art in Europa, ist noch stärker zugewachsen. Wer soll ihn noch pflegen? Oft sehen nur



noch die Spitzen der Grabmäler aus dem Dickicht, durch das es schier unmöglich ist sich einen Weg zu bahnen. Von den Hauptwegen kann man kaum abweichen.

Die Tickets nach Suceava erstehen wir heute ohne Probleme – abgesehen von einer alten Bäuerin vor uns in der Schlange, die entsetzlich nach Pisse stinkt. Aber es braucht seine Zeit, bis die Schalterbeamtin die Fahrkarten ausgestellt hat, was eine wahrhaft beeindruckende Zeremonie ist. Es beginnt damit, dass sie irgendwo anrufen muss, ob überhaupt noch Plätze frei sind. Dann füllt sie die Formulare sorgfältig

Zeile für Zeile aus – per Hand natürlich. Während die Schlange weiter wächst, überträgt sie die Fahrten mit Bleistift in eine große Kladde. Auch die Ausweisdaten werden penibel notiert. Jeder, auch die Einheimischen, muss seinen Ausweis vorzeigen. An einer Bahnstation haben wir beobachten können, wie die Ausweise der Aussteigenden kontrolliert wurden.

Am Ende strahlt sie uns an, sichtlich gerührt von der Freude, die uns ihr anstrengendes Werk zweifellos bereiten muss. Wir freuen uns, dass wir unter den Bahnbeamten mal jemanden treffen, der uns freundlich behandelt. Aber von ein paar Bahnbeamten und anderen Ausnahmen abgesehen: In der Ukraine sind wir immer auf hilfsbereite, freundliche Menschen gestoßen. Das Klima im Land habe ich beide Male, und beim ersten Mal hat mich das durchaus überrascht, als sehr viel angenehmer und zugewandter empfunden als im benachbarten Polen, wo der rasche gesellschaftliche Wandel eine Menge an Verwahrlosung, Verfall und Aggressivität an die Oberfläche spült. Dafür ist die viel ärmere Ukraine vielleicht noch zu weit

vom Westen entfernt. Seinen Verlockungen sind die Menschen weniger ausgesetzt als in Polen.

Schon die erste Reise in die Ukraine begann, als wir noch etwas unsicher auf dem Bahnhof in Kiew standen, mit einer positiven Erfahrung. Eine freundliche Frau brachte uns, nachdem wir trotz ihrer Hilfe eine angeblich auch für Paare offene Unterkunft für Mütter mit Kind im

Bahnhof nicht finden konnten, bis zur Metro und besorgte uns auch noch die *Coins*, mit denen wir uns dann mit unseren Koffern in die voll gestopfte U-Bahn stürzten.

Die Fahrkarten nach Suceava kosten zusammen 30 €. Obwohl wir nur tagsüber fahren (ab 7.04 Uhr), müssen wir die Bettplätze mitbuchen, andere hat der Zug nicht. Der Taxifahrer, dem wir das erzählen, bietet an, uns für 16 € zu fahren – aber eben nur bis zur Grenze. Für Rumänien fehlt ihm das Visum.

Das Geburtshaus Rose Ausländers. Von hier aus geht es direkt zum Tal des Pruth hinunter, den sie besungen hat, aber wir bekommen den Fluss nicht zu Gesicht.

Am Nachmittag wieder ins *Wiener Café*. Eine steinalte Bettlerin geht vorbei. Sie hat bei einer deutschen Familie in Troppau gearbeitet und weint, als sie von ihrer verstorbenen Herrin erzählt.

Die Restaurants in Czernowitz, die schwere, weiße Gardinen nach außen abschotten, scheinen nur auf Familienfeiern ausgerichtet zu sein.



Als Einzelperson kommt man, wenn gefeiert wird, nicht hinein. Wenn aber kein Fest ansteht, machen sie dicht. Im geöffneten Restaurant unseres Hotels verwehrt uns der Kellner – um 19.15 Uhr! – den Eintritt. Als wir uns abwenden, entfernt er sofort den Aufsteller mit den Hinweiszetteln. Auch viele Geschäfte verschließen sich nach außen, als interessierten die Kunden sie nicht.

Unser Kellerrestaurant ist das einzige, das wir gefunden haben, wo es anders ist, vielleicht ein Vorbote zukünftiger Zeiten. Heute ist es allerdings wie ausgestorben. Als wir kommen, springen Bedienung, Köche und Köchinnen, die an den Tischen gelümmelt hatten, eilfertig auf.

Die innere Spaltung der Ukraine, die durch die Sprachgrenze zwischen dem ukrainischen (und polnischen) *tak* und dem russischen *da* markiert wird, ist uns diesmal weniger stark aufgefallen als 2001. In Lemberg reagierte seinerzeit der Taxifahrer, der uns vom Bahnhof zum Hotel fuhr, so allergisch auf die paar Brocken Russisch, die F. ihm hinwarf, dass sie seitdem sorgsam darauf bedacht war, nach Möglichkeit nur noch ukrainische Wörter zu benutzen. Schon in Odessa hatte uns ein Schwarzer, der uns am Bahnschalter ansprach, vor der nationalistisch geprägten Intoleranz im Westen gewarnt. Nach Lemberg traue er sich nicht.

Selbst in Jalta mit seiner kosmopolitischen Vergangenheit, das auch heute noch von neureichen Touristen aus Russland und Weißrussland geprägt wird, hätten es die Russen nicht leicht, erzählte die russische Studentin, die uns unser Quartier vermittelte. Allerdings dürfte das Misstrauen beidseitig sein. Immerhin beherrscht in der Ukraine ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung die Schriftsprache des eigenen Landes nicht, und viele Russen trauern noch den alten Zeiten nach, den neuen ukrainischen Staat wollen sie nicht. Die imaginäre Schranke zwischen Alt und Neu, zwischen dem alten Russland und der neuen Ukraine, verläuft irgendwo zwischen dem Osten und dem Westen des Landes, aber diesmal haben wir die Grenze zum russischen Osten nicht überschritten.

RUMÄNIEN.

Mittwoch, 28. Juli / Černivci - Suceava.

Es ist immer wieder ein erhebendes Gefühl, in diese Züge zu steigen, die wie Wanderer durch die Welten von weither kommen und noch endlose Strecken vor sich haben. Unser Zug, wieder so ein graues, riesiges Ungetüm, kommt von Moskau und fährt weiter nach Sofia. Was sind das für Leute, die sich da müde den Schlaf aus den Augen reiben? Wo kommen sie her? Wo wollen sie hin? Machen sie Geschäfte? Urlaub? Besuchen sie jemanden?



Plattenbauten im Zentrum von Suceava.

Nur für ein paar wenige Stunden teilen wir ihre Reise, während wir uns im Schneckentempo durch die waldigen Hügel der Karpaten bewegen. Wir fahren vom ukrainischen in den rumänischen, den südlichen Teil der Bukowina. "Buchenland" heißt das auf Deutsch. Es gab mal eine Zeit, da gehörte dies alles zusammen, ein ferner Außenposten der habsburgischen Herrschaft.

Für mich ist es das zweite Mal, dass ich die Grenze nach Rumänien überschreite. Vor genau 10 Jahren habe ich das Land mit D. zum ersten Mal besucht. Wir wollten damals den

Spuren der Revolution von 1989 nachgehen, hatten sogar eine kleine Publikation im Auge. Das erste Ziel, das wir damals von Budapest aus über Arad per Bahn ansteuerten, war



Klosteranlage von Sucevița.

Tismisoara. Über die Revolution dort, den "Aufstand von Temesvar", der den Sturz des Ceauşescu-Regimes einläutete, hatte ich 1990 eine kleine Broschüre für den Heimatverein der Banater Schwaben verfasst. der sie in einer Auflage von 7000 Stück an seine Mitglieder vertrieb.

In der Nordweststadtbücherei in Frankfurt am Main, deren Leiter ich damals war, hatten wir parallel dazu eine kleine Ausstellung organisiert. Der Erlös kam Not leidenden rumänischen Kindern zugute.

Obwohl damals sogar ein Laster mit Hilfsgütern von Frankfurt am Main nach Rumänien startete, hatte ich Temeswar jedoch nie gesehen. Ich hatte alle meine Informationen aus einer Sammlung von Schriftstücken bezogen, die mir eine Freundin, deren Eltern aus dem Banat

stammten, besorgt hatte. Jetzt wollte ich endlich sehen, wie Temeswar, wie Rumänien wirklich aussah, nicht nur aus der Schreibtischperspektive des Historikers. Und ich wollte sehen, was sich seit der Revolution verändert hatte. Die Notizen, die ich damals gemeinsam mit D. zusammengestellt habe, sind im Anhang dieses Tagebuchs abgedruckt.



Kloster Sucevița: die "Tugendleiter".

An der Grenze zwei Stunden Wartezeit. Der Zug wird auf die europäische Spurweite umgestellt. Die Abfertigung verläuft problemlos. F. muss zwar ihren Koffer öffnen, aber die freundliche Grenzbeamtin scheint sich dafür fast zu schämen und durchsucht den Inhalt nicht.

Gegen Mittag kommen wir in Suceava-Nord an. Da die bei bahn.de ermittelte Ankunftszeit falsch ist, nehmen wir nur per Zufall erst in letzter Minute wahr, dass wir längst am Ziel sind. In aller Eile stürzen wir, die Koffer raffend, aus dem Zug. Über die Gleise kletternd, kämpfen wir uns an drei abgestellten Zügen vorbei über beklemmend enge Bahnsteige zum tristen Bahnhofsgebäude vor.

Der Himmel ist bedeckt, es nieselt. Der Ort, den wir als Ausgangspunkt für eine mit dem Leihwagen geplante zweitägige Rundreise zu den Moldauklöstern angesteuert haben, zeigt sich als gesichtslose Steinwüste. Die breite Fußgängerzone, die sich mit einem unruhigen, im Stil der 50er Jahre geometrisch gemusterten Plattenbelag durch graue Wohnsilos zieht, ist menschenleer. Suceava war vom 14. bis 16. Jahrhundert als Hauptstadt Molda-

wiens ein bedeutendes Handelszentrum. Aus der großen Vergangenheit der Stadt hat jedoch nur ein altes Kloster, die Demetrius-Kirche, überlebt. Während wir uns die Kirche ansehen, ein Vorgeschmack auf unsere Rundfahrt, erteilt gerade ein Priester einer Frau, die unter seiner Stola kniet, den Segen. Während seiner hastigen Rezitation beobachtet er misstrau-



Außenfassade im Kloster Voronet.

isch, was in der Kirche vor sich geht.

Das schicke italienische Restaurant, in dem wir ein kleines Mittagessen zu uns nehmen, ist brechend voll. Aus dem Bild der Stadt fällt es komplett heraus, hier treffen sich die Reichen und Schönen. Bettler werden brutal rausgeworfen, einer stürzt auf der Treppe. In Suceava scheint es mehr Bettler zu geben, als wir es von der Ukraine kennen.

Zum Mittagsschlaf anhaltender Gewitterregen.

Das sehr westliche, professionelle Reisebüro hat keine Autos mehr zu vermieten. So lassen wir uns für 65 € ein Taxi für eine Tagestour vermitteln und beschließen, einen Tag früher als geplant nach laşi weiter zu reisen.

Abendessen im teuersten Hotel der Stadt. In einem riesigen Saal mit weiß gedeckten Tischen speisen wir ganz allein, umsorgt von eifrigen Kellnern, während uns zwei würdige ältere Herren an Saxophon und Keyboards musikalisch unterhalten. Das Essen kostet uns zu-



Klosterarbeit (im Kloster Sucevita).

sammen 14 €. Ein Passant hatte uns vor den hohen Preisen gewarnt.

<u>Donnerstag, 29. Juli /</u> Suceava / Klösterfahrt.

Heute also die Fahrt zu den Klöstern der südlichen Bukowina. Nach dem gestrigen Regen klart sich der Himmel nach dem Start bald auf. Durch eine hüglige Agrarlandschaft fahren wir in Richtung Karpaten.

Unterwegs Straßendörfer, die Bauernhäuser zumeist aus Holz. Holzzäune und

große Toreinfahrten schotten sie zur Straße hin ab. Viele Pferdewagen. Die Männer tragen Strickwesten, die Frauen das obligatorische Kopftuch.

Über eine serpentinenreiche Straße führt der Weg immer weiter in die waldigen Hügel der Karpaten. Am Straßenrand werden Beeren und Steinpilze verkauft.



Fassadenbemalung im Kloster Moldoviţa.

Nacheinander besuchen wir die Klöster Humor, Voronet, Moldovita, Sucevita und Arbore, die in einem sehr unterschiedlichen Erhaltungszustand sind. Hohe, wehrhafte Mauern schotten die Anlagen nach außen ab. Innen, von weiten Rasenflächen umgeben, die gedrungenen, schlichten Kirchen, die mit ihren bemalten Außenfassaden einzigartig in der Welt sind. So schnell, wie sie im 16. Jahrhundert in Mode kamen, waren sie auch wieder verschwunden.

Viel Touristenbetrieb, von unnahbaren Nonnen im schwarzen Ornat souverän gesteuert. Männer, die in Shorts kommen, müssen sich in sackartige Röcke hüllen.

Beeindruckend in vielen Kirchen das Jüngste Gericht. In Voronet nimmt es die ganze Westfassade ein. Der Höllenschlund, der die Sünder verschlingt, schlappt als rote, feuerne Zunge durchs Bild. Teufel, Drachen und wilde Tiere quälen ihre Opfer mit allen erdenklichen Foltern.

An der Längsseite des Klosters Suceviţa die mächtige Himmels- oder "Tugendleiter", von der die Sünder herunterpurzeln. Sie ist schon von weitem zu erkennen. In Humor und Moldoviţa ist die Belagerung von Konstantinopel durch die mit den Persern verbundenen Awaren dargestellt.

Am Nachmittag wieder Regen, der den Bildern viel von ihrer Leuchtkraft nimmt.



Iași: Blick aus dem Hotelfenster.



Im Kloster Voroneţ.

In Marginea, das zwischen Suceviţa und Arbore liegt, besichtigen wir eine Keramikwerkstatt, wo unglasierte Schwarzkeramik gebrannt wird. Ich kaufe eine Vase und einen Aschenbecher.

In der Kirche von Arbore sehen wir eine Gruppe junger Restauratoren auf einem hohen Gerüst arbeiten. Mit Kopfhörern auf den Ohren renovieren sie in sich versunken die Innenbemalung.

Die Nonnen sind mit Alltagsdingen beschäftigt: Kartoffeln schälen, Tische abschleifen. Schwarze Gespenster, die über das Jüngste Gericht wachen.

Die Stände mit frischen Pilzen, die es überall unterwegs am Straßenrand gab, haben uns das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Doch abends in unserem Hotelrestaurant gibt es nur welche aus der Dose.

"Rumänische Spezialität" – gekochte Pilze, die eine dicke, sämig-weiße Mehlschwitze überzieht: kein Genuss. Wahrscheinlich werden die frischen Pilze exportiert. Hier gibt es auch kein Graubrot mehr wie in der Ukraine, nur noch fades weißes. Wir sitzen heute draußen, den Innenraum füllt eine beklemmend stille Reisegruppe von älteren Deutschen.

Freitag, 30. Juli / Suceava - Iași.

Über dem Bahnhof von Suceava hängen Cresolschwaden, es riecht nach DDR. Im Schweiße seines Angesichts säubert ein Paar mit Putzlumpen, die um viel zu kurze Besenstiele geschlungen sind, den Bahnsteig. Der Mann trägt Anzug, vielleicht das einzige, was er hat.

Um den Bummelzug nach Iaşi zu erreichen, müssen wir durch einen abgestellten Zug hindurch klettern. 2 Stunden und 40 Minuten sind wir unterwegs. Eine abgelegene, ländliche Strecke. Irgendwo unterwegs steht verloren ein einsames Bahnhofsgebäude in der Landschaft. Die Menschen eilen zu Fuß, mit Rädern oder Pferdewagen über die große Wiese, um ihre Freunde und Verwandten abzuholen. Ein seltsames Bild, wie aus einem fernen Jahrhundert.



Alt und neu begegnen sich in Iași. Im Vordergrund die Casa Dosoftei.

Im Zug radebrechendes Gespräch mit einer gut gekleideten, lebhaften Mittvierzigerin aus laşi, die uns stolz die Sehenswürdigkeiten Moldawiens ans Herz legt. Zum Abschied – mit Handschlag – schenkt sie uns den Zweig eines Duftkrauts (möglicherweise Weihrauch), das anscheinend in der orthodoxen Kirche eine Rolle spielt.

Nach einer Reihe von durchwachsenen Tagen heute große Hitze. Wie in Ivano-Frankivs'k und Suceava finden wir auch in

laşi das vom Reiseführer empfohlene, am zentralen Platz gelegene *Hotel Traian*, das erste Haus der Stadt, frisch renoviert vor. Die Zimmerpreise sind uns zu hoch. An der Rezeption empfiehlt man uns ein anderes Hotel, zu dem uns das wartende Taxi in ein zubetoniertes Neubauareal am Rand des Zentrums fährt. Die 3. Etage, in der wir für 37 € ein Zimmer finden, ist die einzige im Haus, die renoviert ist, und nur zu Fuß zu erreichen. Vom Fenster blicken wir über graue Wohnblocks auf den riesigen *Palatul Culturii*, der zwischen 1890 und 1926 entstand. In seiner Monumentalität erinnert er mich an den Palast Ceauşescus, diese



Stadt der Buchhandlungen und Antiquariate.

größenwahnsinnige, neobarocke Kaiserburg in Bukarest, auf die eine gespenstisch breite, surreale Allee zuläuft, als führe sie ins Nichts. Für diese vermeintliche Casa Poporului ließ der exaltierte Diktator ein altes, gewachsenes Viertel in der Hauptstadt niederreißen.

In der Stadt eine völlig andere Welt als in Suceava. Die Menschen auf der Straße wirken bürgerlicher und gebildeter, es gibt viele Buchhandlungen und Antiquariate, man spürt die Tradition einer alten Kultur- und Universitätsstadt. Iaşi – auf Deutsch Jassy – war bis zur Gründung

des rumänischen Staats im 19. Jahrhundert 300 Jahre lang die Hauptstadt Moldawiens (und ich hatte noch nicht einmal den Namen gehört). Die Frauen flanieren in schicken Kleidern und ohne BH, die Alten mit ihren Kopftüchern sind fast völlig verschwunden. Doch wir sehen auch viele Straßenkinder und bettelnde Zigeuner, die sich vor den Kirchen konzentrieren. Ein Zigeunerjunge will mir mit großer Beharrlichkeit ein Heiligenbuch aufschwätzen, aber ich wehre ihn ab. Als ich ihn wenig später wiedersehe, ruft er mir aggressiv etwas nach, was den

Passanten ein verlegenes Lächeln entlockt. Am Tor zum Kirchhof steht die Zigeunerfamilie beieinander und zählt ihr Geld. Die Einheimischen geben fast alle etwas.

Die Stadt ist eine faszinierende Mischung aus historischen Gebäuden, maroden sozialistischen Wohnblocks und zerfallenden Geschäfts- und Hotelzeilen. Irgendwie verträgt sich das



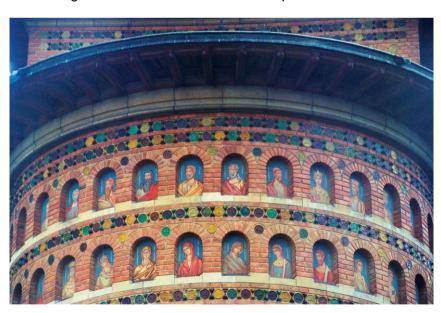
Blick auf den Palatul Culturii.

alles und ergibt ein stimmiges Gesamtbild. Durch die Straßen fahren ausrangierte Straßenbahnen der Halleschen Verkehrsgesellschaft. In einem Caféimbiss an der lärmigen Hauptstraße nehmen wir einen kleinen Salat zu uns und beobachten das Treiben auf der Straße. Eine junge Romni in einem farbenprächtigen weiten Rock, der bis über die Knöchel reicht, überquert mit ihrem Kind an der Hand die Kreuzung.

Wir entscheiden uns, erst am Sonntag mit dem Bus

weiter zu fahren. Der Zug, den wir um 23 Uhr am Samstag nehmen wollten, hätte mit Umweg über Constanta knapp 11 Stunden gebraucht. Da fahren wir lieber am Tag.

Am Abend schönes Restaurant, wir sitzen in einem mit Wein berankten Innenhof. Ich esse köstliche gefüllte Weinblätter und als Vorspeise eine wunderbare Rinderciorbă, der man



Außenfassade der Biserica Sfintul Nicolai.

noch das selbst Gemachte abschmeckt. Für alles zusammen, zwei Suppen, zwei Hauptgerichte, zwei Biere und ein Liter guten Weins, zahlen wir 454000 Lei, das sind knapp 12 €. Als wir auf 500000 Lei erhöhen (=1,25 € Trinkgeld), taut der deutsch sprechende Kellner auf und lässt uns in ein weitläufiges Kellergewölbe hinunter steigen, das sich früher bis zum zentralen Platz und zum Kulturpalast erstreckte, heute aber nicht mehr durchgängig

begehbar ist. In den kühlen Gemäuern bei ca. 8° Grad Celsius viele Weinregale mit alten Weinen. Voller Begeisterung über diese Schätze zeigt er uns einen Tisch, wo Eminescu des Öfteren getafelt habe. Sein Monatsgehalt liegt bei 2 Mio. Lei, was etwa 63 € entspricht.

Als wir nach Hause gehen, wunderbar laue Luft. Zum ersten Mal Zikaden in diesem Urlaub. Wir sind im Süden angekommen.

In der Nacht mächtiges Gewitter. F. kommt zu mir ins Bett.

Samstag, 31. Juli / Iași.

Seltsam sonntägliche Stimmung in der Stadt. Die Hauptstraße ist für den Autoverkehr komplett gesperrt. Die Landbevölkerung promeniert im Sonntagsstaat und besucht die Kirchen.

In die elegante *Biserica Sfintul Nicolai*, die 1491/92 von Stefan dem Großen gestiftet wurde, bewegt sich gerade eine feierliche Taufprozession. In die Außenfassade der eintürmigen Kirche sind Nischen eingelassen, aus denen Heiligenbilder leuchten. Ein paar Meter weiter steht, etwas verlassen inmitten der Wohnblocks, die aus dem 17. Jahrhundert stammende Druckerei des Moldaumetropoliten Dimitrie Dosoftei, die sehr italienisch anmutende *Casa Dosoftei*.



Zu Füßen der Wissenschaft. Dimitrie Cantemir (1673-1723) war ein moldawischer Universalwissenschaftler, Historiker, Musiktheoretiker und Geograph.

Das Universitätsviertel: breite Alleen, viele Plätze, viel Grün. Bänke, Springbrunnen. Mittendrin das Goetheinstitut in einer kleinen, schick renovierten Villa. Wegen der Semesterferien ist alles wie leer gefegt. Man kann sich aber die Stimmung gut vorstellen, wenn hier Studenten die Parks bevölkern und sich die Grüppchen über die große Treppe des altehrwürdigen Universitätsgebäudes verteilen.

Nahe unserem Hotel schnüffelnde Kinder.

Abends wieder dasselbe Restaurant, das heute am Samstag brechend voll ist. F. konzentriert sich inzwischen konsequent auf Hühnergerichte und *Ciorbă de burtă* (Kuttelsuppe).

Sonntag, 1. August / Iași - Tulcea.

Bevor unser Minibus um 11 Uhr losfährt, spricht der Fahrer einen kurzen Segen. Alle antworten und bekreuzigen sich. Wir belegen die hinteren Sitze. F. hat Platzangst.

Die Fahrt führt parallel zur moldawischen Grenze durch einen abgelegenen, einsamen Landstrich. Eine schöne, geschwungene Landschaft. Auf den Feldern steht erntereifer Mais für die *mămăligă* (Polenta), die hier weit ver-

teter Getreidefelder und dem Braun der frisch gepflügten Erde ab. Am Straßenrand weiden angepflockte Pferde. Kühe grasen. Pferdewagen zockeln die Straße entlang. Vor ihren Häusern, die oft aus Lehm gemacht sind, sitzen Männer auf der Bank und halten ein Schwätzchen. Alte Frauen ruhen im Gras. Eine sehr abseitige Welt, wir fahren eine holprige, kaum befahrene Straße entlang. Hier wäre ich gern einmal mit einem ei-

In Galaţi setzt uns eine Autofähre über die Donau. Lange Zeit fahren wir oberhalb der Donauebene entlang. Bis zum Horizont erstreckt sich

genen Auto unterwegs.



Unterwegs an der Donau.

ein weites, steppiges Grasland. Pferde weiden auf den Wiesen. Dann wird das Gelände schilfig, kleine Wasseradern führen hindurch. Ab und zu sieht man im Hintergrund die Donau.

breitet ist. Das Gelb der Sonnenblumen wechselt sich mit dem schmutzigen Ocker abgeern-

In Tulcea ein etwas heruntergekommenes, aber preiswertes Hotel für 25 €. Dieses Mal stimmen die Angaben im *Lonely Planet*.

Am Hafen ein Hauch von Urlaubsbetrieb. Keine Bettler mehr. Entlang der Uferpromenade stehen hässliche Wohnblocks aus kommunistischer Zeit. Dazwischen Pizzerien, die überall im Osten der Inbegriff für alles Neue zu sein scheinen (in der Ukraine haben wir allerdings



Donaupromenade in Tulcea.

noch keine gesehen). Jenseits des Flusses die Schlote der Kaianlagen, in die sich das Bild einer kleinen orthodoxen Kirche mischt.

In einem Straßencafé trinken wir etwas. Schöner, weiter Blick übers Wasser. Am Nachbartisch fällt einem Gast der Boden aus seinem vollen Bierglas. Die Kellnerin will es nicht glauben.

Wir wollen noch an diesem Abend die Bootstour für morgen klar machen. Doch niemand interessiert sich für uns und nirgendwo sehen wir Angebote. Endlich spricht uns ein angetrunkener Mann an,

der hastig von einem Café zu uns her springt. Er visiert uns für morgen 8 Uhr ein Boot an, dazu eine deutschsprachige Führerin.

Abends in ein nobles, zu später Stunde noch gut besuchtes Restaurant, wo wir im Obergeschoss auf einer überdachten, von einer Blumenwand abgeschotteten Terrasse sitzen. Ich esse panierte Froschschenkel und wieder eine köstliche Rinderciorbă. Aus einem großen Suppentopf füllt der Kellner den Teller mit einer wunderbar durchgezogenen, aromatischen Suppe, in der dicke Rindfleischstücke und zartes Gartengemüse schwimmen.

Montag, 2. August / Tulcea/Donaudelta.

Am Morgen sehen wir unseren Vermittler nicht weit von dem Boot, das er uns gestern gezeigt hat, im Gespräch mit einer rumänischen Familie, aber er beachtet uns nicht. Als wir ihn ansprechen, erzählt er uns, dass er den Bootsbesitzer nicht erreicht habe. Wir lassen uns jedoch nicht abwimmeln. Ratlos geht er mit uns die Promenade entlang. Schließlich klettert er auf ein Boot, wo es ihm mit einiger



Unterwegs im Donaudelta.

Mühe gelingt, den Kapitän zu wecken. Der ist tatsächlich bereit, uns zu fahren. Der Preis – stattliche 100 € – entspricht unserer gestrigen Vereinbarung und steht auch in einem Prospekt, der im Schiff in holprigem Deutsch für die Tour wirbt. Nur von den weiteren Passagieren, die das Boot für uns billiger gemacht hätten, ist keine Rede mehr. Aber was soll's: Schön, dass wir allein sind.

Zwölf Stunden lang, von 8.15 Uhr bis 20 Uhr, bewegen wir uns mit dem Motorboot im Herzen des Donaudeltas, durch das drei große Flussarme führen. Von der nördlichen Route, die zum Leteawäldchen führt, hat der Kapitän uns abgeraten. Wir schlagen die mittlere Tour ein, die vom Sulinakanal ausgeht. Nach einer kurzen Strecke auf dem breiten Schiffsweg biegt



der Kapitän in nördliche Richtung ab, um dann parallel zum Kanal über kleine, verträumte Seitenarme, die sich immer wieder neu verästeln, nach Osten zu fahren. Es ist eine unvergleichlich schöne Fahrt. Unzählige Vögel umflattern uns, schade, dass wir nur wenige identi-



fizieren können. Weiden, die Baumstämme vom Wasser ausgehöhlt, das Wurzelwerk ausgewaschen, säumen den Fluss. Die olivgrünen Blätter der Bäume spiegeln sich im Wasser, Sumpfdotterblumen und Seerosen wiegen sich leicht im Wind. Das brackige, kaum bewegte

Wasser schimmert grünlich. Manchmal öffnet sich der Blick auf weite, sumpfige Wasserflächen, die von Schilf durchzogen sind. Hier sehen wir auch die erste Kolonie der Krauskopfpelikane, für die das Delta berühmt ist. In einiger Entfernung, aber noch gut zu beobachten, stolzieren die großen Vögel mit ihren mächtigen Schnäbeln durch das flache Wasser.

Der Kapitän ein knorriger älterer Herr, sehr aufmerksam, freundlich, bemüht, zugewandt. Er spricht kein Wort Deutsch. Manchmal nickt er kurz ein am Steuer, aber bei dem Tempo ist



das kein Problem. Während eines Halts setzt er sich zu uns und lädt uns zu einem Kaffee ein. Offensichtlich gefällt ihm unsere Begeisterung für das Delta.

Nach einer Weile biegt das Boot zum berühmten Lacul Fortunal ab, ein hinter Bäumen versteckter, weiter See, über dem unzählige Vögel flattern. Um diese Jahreszeit ist er allerdings von Wasserpflanzen so

zugewachsen, dass wir ihn nicht befahren können. Der Blick von der Einfahrt, wo das Boot eine Weile hält, ist aber eindrucksvoll genug.

Am Dorf *Milan 23* halten wir für Der Kapitän wundert sich, dass wollen, aber das hätten wir schon müssen. So hatte es uns Vermittler ans Herz gelegt. Ein da im Dorf auf uns. Wir ziehen es Ufer entlang zu spazieren und die häuschen zu bewundern.

Milan 23 ist die östlichste Station kehren wir um. Zurück nimmt der ren Weg, der sogar länger einbart haben. Wir werden der den Perspektiven nicht müde. und weiße Reiher sitzen stolz im me, erst im letzten Moment vögel tauchen blitzschnell gen auf, flattern dicht überm vorbei und verschwinden wieder men. Fischer sind in ihren Booten



eine Mittagspause. wir nichts essen in Tulcea bestellen jedenfalls unser leckerer Fisch warte vor, ein wenig am kleinen Fischer-

unserer Fahrt, hier Kapitän einen andedauert, als wir verständig wechseln-Schwarze, graue Geäst der Uferbäufliegen sie auf. Eiszwischen den Zwei-Wasser am Boot zwischen den Bäuunterwegs, legen

Reusen aus. Am Ufer sehen wir ab und zu kleine Gruppen von einheimischen Urlaubern und Fischern, die uns freundlich zuwinken, während sie sich vorm Zelt ihr Essen zubereiten.

An einem kleinen See, der klares Wasser hat, ankert der Kapitän, um ein kurzes Bad zu nehmen. Wir ärgern uns, dass wir unsere Badesachen nicht mitgenommen haben.

Zum Schluss noch eine nette Episode. Als wir an einem abgerissenen Mann vorbeikommen, der sich am Ufer eine behelfsmäßige Unterkunft gebaut hat, wirft der Kapitän ihm mit einem freundlichen Zuruf eine Flasche Bier zu. Unglückseligerweise aber versinkt sie im Morast.

Gespannt beobachten wir, wie der Mann verzweifelt nach der Flasche sucht. Am Ende findet er sie dann doch und ist überglücklich, unter dem befreiten Klatschen von uns Zuschauern.

Als wir zurück sind, sehen wir im Hafen eine Armada von Kanonenbooten und anderen Kriegsschiffen. Was sind die potentiellen Feinde Rumäniens? Die Ukraine, zu der die Rumä-



Im Hafen von Tulcea.

nen. wie wir immer wieder spüren, ein sehr gespanntes Verhältnis haben? Oder sehen wir hier einen Außenposten der NATO? Zwischen der martialischen Krieasflotte, die ich nicht fotografieren soll. schimmern verrostete alte Kähne rötlich in der Abendsonne.

Abends feiern wir diese wunderschöne Fahrt, die noch lange nachwirken wird, im

selben Restaurant wie gestern. Köstliche Hühnersuppe. Schaschlik, auf den Punkt gebraten. Dazu wieder die leckeren Bratkartoffeln – in längliche Quader geschnittene Kartoffelstücke, die nur ganz leicht, ohne zu bräunen, in Butter geschwenkt werden. F. bestellt eine rumänische Spezialität – Karpfen in Salzkruste –, die aber fad schmeckt.

Dienstag, 3. August / Tulcea - Sulina.

Das Büro der rumänischen Eisenbahngesellschaft *CFR*, wie überall im Land außerhalb des Bahnhofs zu finden, ist nicht in der Lage, uns ein Ticket bis zum bulgarischen Plovdiv auszustellen. In Bukarest müssten wir weiter sehen.

Auf der Uferpromenade begegnen wir unserem Vermittler, der sich beklagt, dass der Kapitän ihm seine Provision nicht ausgezahlt habe. Wir geben ihm nichts.

Am Hafen eine mürrische Schalterbeamtin. Sie informiert uns, dass heute kein Schiff über den südlichen Kanal nach Sfintul Gheorghe fährt, dem Dorf, das ich schon einmal vor 10 Jahren mit Dietmar besucht hatte. Uns bleibt nur übrig, wieder den mittleren Sulinakanal zu nehmen – aber diesmal ohne abzubiegen.

Bei schönem sonnigem Wetter sitzen wir vorn auf dem Oberdeck, vor uns der breite Kanal. Nach einer vierstündigen, gemächlichen Fahrt nähern wir uns gegen 17.30 Uhr unserem Ziel. An großen, zum Teil stillgelegten Last- und Passagierschiffen vorbei fährt die Fähre, rostige Fabriken, Schiffswracks und Yachten hinter sich lassend, langsam in den Hafen von Sulina ein, der noch vor Istanbul der östlichste Hafen Europas ist. Hier mündet der Kanal in das Schwarze Meer.

An Land wollen uns gleich ein paar ältere Frauen abfangen, um uns Privatzimmer zu vermitteln, aber das wehren wir ab. Während F., bei unseren Koffern sitzend, verfolgt, wie Berge von Lebensmitteln, säckeweise Würste, tiefgefrorene Haxen und andere Gebrauchsgüter aus dem Schiff geladen werden, ziehe ich los, um ein Hotel zu finden. Unser Wunschhotel aus dem Lonely Planet – das Hotel Sulina – ist jedoch nicht zu entdecken. Auch später werden wir es nicht finden, vermutlich existiert es nicht mehr. In der ersten kleinen Pension ist alles belegt. Erst nach einer Weile entdecke ich ein neu errichtetes Hotel, das in der Nähe

des Hafens direkt an der Uferpromenade liegt. Im Erdgeschoss ist noch ein Zimmer für 20 € frei

Sulina besteht im Wesentlichen aus drei Häuserzeilen, die parallel zur Donau verlaufen. In den zurückliegenden Straßen sieht man noch viele alte, aus Holz gebaute und gut erhaltene



Am Hafen von Sulina: Das Versorgungsschiff wird entladen.

kleine Fischerhäuschen. Am Kai zeugen heruntergekommene Villen von der großen Zeit Sulinas, als Constanța dem Hafen noch nicht den Rang abgelaufen hatte. Aus dem grauem Einerlei der Wohnsilos aus den 60er Jahren sticht unser Hotel als glänzender gelber Fleck heraus. Die Stadt strahlt eine eigentümlich verträumte Stimmung aus, als hätte sich das gemächliche Tempo der Fähre auf sie übertragen. Erst nach einer Weile merke ich, woran das liegt. Der Stadt fehlt der

Straßenlärm. Da keine Landverbindung durchs Donaudelta existiert, gibt es nur verschwindend wenig Autos in Sulina. In die Stille der Stadt fahren dann aber Schiffe ein, die fast größer zu sein scheinen als die Häuser, die den Kanal säumen. All dies, die Zeit umspannende Mischung der Bauten, der Fluss, die großen Schiffe, die Stille, trägt zu der gedämpften, luftigen Atmosphäre bei, die einen schnell für sich einnimmt. Ich bin froh, dass wir durch einen



Straßenbild in Sulina: Altes und Neues nebeneinander.

Zufall hier und nicht im viel dörflicheren, aber auch spannungsloseren Sfïntul Gheorghe gelandet sind.

Abends im großen Gartenrestaurant unseres Hotels leckerer Grillfisch, wahrscheinlich Kabeljau. Doch uns dröhnt die Musik aus den Lautsprechern in den

Ohren. Bis um 3.30 Uhr früh begleitet sie das Aufräumen der Kellner. Alle Bars im Ort werden mit dieser aufdringlichen Musik beschallt. Anscheinend fehlt den Menschen der Lärm der Autos.

Mittwoch, 4. August / Sulina.

Nach dem Frühstück halbstündiger Spaziergang über den Ort hinaus zur Küste. Das Schwarze Meer, das ich zum ersten Mal 2001 in Odessa gesehen habe. Der lange, von Muscheln übersäte Sandstrand ist abseits des wie üblich auf eine Stelle konzentrierten Badebe-

triebs völlig leer. Das Wasser ist flach und ruhig und schön kühl.

Eine Gruppe frei laufender Pferde, die sich vertraulich aneinander drängen.

Gegen 1 Uhr vertreiben uns Gewitterwolken. Auf dem Weg zurück auf dem städtischen Friedhof Gräber englischer Soldaten und Seeleute aus dem 19. Jahrhundert, die in der Donau ertrunken oder auf andere Art und Weise ums Leben gekommen sind. Auch viele Deutsche liegen hier begraben, man ahnt, welche Bedeutung der Ort mal hatte.

Die drei Friedhofsbereiche für die griechisch-orthodoxen, jüdischen und isla-



Am Schwarzen Meer.

mischen Gläubigen sind durch Zäune vom rumänischen Teil abgetrennt. Auf dem moslemischen Friedhof sind fast alle Grabsteine verschwunden, die wenigen, die es noch gibt, sind



Dem Ertrunkenen zum Gedenken.

umgestürzt, zerstört oder überwuchert. Daneben, auf dem jüdischen Teil, heut ein rumänisches Bauernpaar, das uns verlegen, aber freundlich grüßt. Im griechischorthodoxen Abschnitt sehen wir trotz des Bilderverbots viele Gräber mit Fotografien, so wie es in Rumänien verbreitet ist. Auch hier wird die Religion nicht mehr buchstabengetreu ernst genommen.



Und hier wird gearbeitet.

Nachmittags starke Regengüsse. Über Pfützen springend, eilen wir ins Hotel zurück und flüchten uns in einen erholsamen Mittagsschlaf. Abends müssen wir wegen des Regenwetters drinnen essen. Wir ärgern uns über unsere hochtoupierte, reichlich verlebte Kellnerin, die nichts auf die Reihe bekommt.

Donnerstag, 5. August / Sulina.

Endlich das ideale Frühstück gefunden (wie auf der Balkan-Reise): 2 Spiegeleier, Tomaten, die hier wunderbar aromatisch sind, dazu ein leckerer, manchmal ganz frischer, junger Schafskäse und duftig gebackenes Weißbrot. Mehr braucht es nicht, um in den Tag zu starten.

Zum Meer. Der übliche Strandbetrieb mit Familien und barbusigen Rumäninnen. Spaziergang den breiten Strand entlang bis zur Donaumündung und – in anderer Richtung – zu einem militärischen Gelände, vor dem F. zurückscheut. Ein wenig abseits nackt gebadet, bis wir uns von einem Mann beobachtet fühlen.







In den hinteren Straßen der Stadt noch viele alte, oft mit Schilf gedeckte Holzhäuser. Schöne, farbkräftige Anstriche in Blau, Gelb oder Grün. Auf den Bürgersteigen, die wegen der fehlenden Autos kaum benutzt

werden, wachsen bunte Blümchen. Die Straßen durchziehen Grasnarben. Zum Kanal hin, alles überragend, die fahlen Wohnsilos.



Spuren der alten Größe: Hafengebäude in Sulina.

An einem zerfallenen Haus eine Gedenktafel für nach Sulina deportierte Antikommunisten. Anscheinend befand sich ein Gefängnis in dem Gebäude.

Streunende Hunde, wie überall in Rumänien, manche arg räudig.

Gegen 17.30 Uhr beobachten wir wieder, wie das von Tulcea eingelaufene Fährschiff entla-

den wird. Kaum zu glauben, welche Mengen der Schiffsbauch ausspuckt. Die Waren werden auf Pferdekarren geladen oder mit Booten auf die andere Seite des Kanals transportiert. Abends sehen wir einen riesigen Frachter passieren.

Freitag, 6. August / Sulina - Bucureşti.

Um 6 Uhr früh brechen wir von Sulina auf, verabschiedet von der Schiffssirene, deren Tuten schon zu einem vertrauten Geräusch geworden ist. Wieder sitzen wir vorn auf dem Oberdeck. Schöne Morgenstimmung. Leichte Nebel liegen über der Donau, langsam zieht die Sonne auf. Es ist noch teuflisch kalt – wir haben uns nicht darauf eingestellt, sind nicht warm genug angezogen. Doch wir weichen nicht von der Stelle.

Um 10.30 Uhr erreichen wir Tulcea. Als F. Proviant für die Zugfahrt besorgt, beobachtet sie, wie unser Vermittler auf der Straße eins in die Fresse kriegt. Eine Frau sieht dem seelenruhig zu. Eine windige Figur, der Mann, aber letztlich hat er uns zu unserem Boot verholfen.

Um 14 Uhr fährt der Zug von Tulcea-Oras, einem neuen, direkt am Wasser gebauten Bahnhof, nach Bukarest ab – ein moderner Intercity mit kaum Halts und einer von 7 auf 4,5 Stunden verkürzten Fahrzeit, dafür kostet er auch deutlich mehr. Trotz unseres Euro-Domino-Tickets zahlen wir für Reservierung und Zuschlag noch 20 € drauf.

Eine eintönige, flache Landschaft. In der Gegend von Feteşti, wo der Schwarzmeerkanal in die Donau mündet, unterbricht eine waldreiche Wasserlandschaft mit Staudämmen die Ödnis. Der alte Mann uns gegenüber wird ganz aufgeregt, während sein Nachbar die Augen verdreht, redet er auf uns ein. Wir verstehen gerade so viel, dass er hier wohl lange Jahre als Ingenieur gearbeitet hat.

Dann taucht weit am Horizont die Silhouette der Hauptstadt auf – ein schmaler, dunkler Strich, der sich in der Dämmerung scharf von den Feldern abhebt. Im *Gara de Nord* haben wir noch 45 Minuten Zeit, unsere Tickets zu besorgen. Am Schalter klappt alles schnell und ohne Probleme. Für die Strecke bis Sofia zahlen wir im *Double* zusammen 92 €.

Unnötige Hektik dann bei der Suche nach dem richtigen Zug. Zwei Typen mit arabischem Einschlag bieten sich uns als Führer an. Dabei deuten sie auf einen Ausweis, der über ihrer uniformähnlichen weißen Jacke hängt. An dem schier endlosen Zug entlang leiten sie uns zu unserem Kurswagen nach Sofia. Im Abteil wollen sie dann 7,50 € für ihren Service kassieren, der Preis steht auf einem zweiten Schild, das sie unter dem Ausweis hervor ziehen. Wir zahlen 3,50 €, weil F. keinen Streit will, und ärgern uns. Immer wieder solche dummen Tricks.

Auch hier ermahnt der Schaffner uns eindringlich, nachts die Tür zu unserem Schlafabteil sorgfältig zu verschließen und alle Riegel vorzulegen. Wir richten uns ein in unserer komfortablen Kabine. F. hat in aller Eile, während ich ängstlich auf die Uhr schaute, sogar noch ein wenig Proviant – Wurst, Käse, Wein – einkaufen können, und dann fährt der Zug auch schon los. Auf in ein neues Land! Doch nach Rumänien wird uns unsere Reise in diesem Urlaub noch einmal zurückführen.



Abschied vom Donaudelta, Abschied von Rumänien für ein paar Tage...

BULGARIEN.

Samstag, 7. August / Bucureşti - Plovdiv.

Während wir es uns in unserem Abteil gemütlich machen, setzt Regen ein. Nach knapp drei Stunden erreichen wir die Grenze. Der Zug hält. Warten irgendwo im Niemandsland. Wie



Plovdiv, Zentrum.

überall an den Grenzen im Osten stehen wir eine endlos lange Zeit. Hinter dem Rollo, mit dem wir das Fenster verdunkelt haben, graue, menschenleere Bahnsteige, es nieselt. Die Geräusche auf dem Flur nehmen zu, wir hören Stimmen. Kabinentüren gehen auf und schlagen wieder zu. Irgendwann klopft es dann auch bei uns, jemand leuchtet mit der Taschenlampe ins Abteil. Es müssen fürchterliche Gerüche sein. die den Kontrolleuren aus diesen dunklen

Höhlen entgegen schlagen, von den genervten, müden Gesichtern ganz zu schweigen. Kein Wunder, dass sie selten Lust haben, die Abteils zu durchsuchen. Das haben wir nur einmal in Przemyśl erlebt, als wir von der Ukraine aus die Grenze nach Polen überquerten. Da



Plovdiv: Erinnerung an die osmanische Vergangenheit.

wurde alles bis zum letzten Winkel durchgecheckt, selbst die Verschläge haben sie abgeschraubt. Was sie gesucht haben, haben wir nicht erfahren.

Die Grenzer nehmen unsere Pässe entgegen, per Funk geben sie unsere Namen Buchstabe für Buchstabe mit Hilfe bulgarischer Wörter durch: Elena, Ruse, Bulgaria, Elena, N... War das jetzt alles, kommen noch mehr? Nie weiß man das genau, und bis die Kontrollen be-

endet sind und der Zug endlich abfährt, ist an Schlaf kaum zu denken. Aber die bulgarischen Grenzer sind freundlich, da strahlt schon die Europäische Union voraus.

Vor Sofia tauchen die ersten Gebirgszüge auf. Um 6.30 Uhr erreichen wir die bulgarische Hauptstadt. Eine riesige Bahnhofshalle im sozialistischen Monumentalstil, mit einem überraschend futuristischen, zeltbespannten Vorbau, der ohne die kitschige Mutter-Kind-Gruppe an das Münchener Olympiastadion erinnern könnte. Wir frühstücken im düsteren Untergeschoß.

Um 8.15 Uhr geht es weiter nach Plovdiv, wo wir bei trübem Regenwetter um 10.45 Uhr ankommen.

Aufgrund von falschen Straßenangaben in unseren Reiseführern (die wohl voneinander abgeschrieben haben) finden wir die Zimmervermittlung nicht, die wir uns herausgesucht hatten. Ratlos laufen wir über die Fußgängerzone, aber niemand kann uns weiterhelfen. Schließlich landen wir in einem in einer Seitenstraße versteckten Reisebüro. Wir müssen zum 2. Stock hoch. Ein wenig verloren haust dort ein verschrobener Angestellter, der uns aber ein *Guesthouse* vermitteln kann. Für die maßlosen 5 €, um die er uns für seine Bemühungen schröpft, hätte er uns auch noch gern selbst hingebracht. Aber wir ziehen es vor, ein Taxi zu nehmen.

Nach 29 Stunden Fahrt, die wir seit unserem Aufbruch in Sulina mit Schiff und Bahn hinter uns gebracht haben, sind wir ziemlich erschöpft. Wir belohnen uns mit einem fürstlichen Mittagessen in einem Gartenrestaurant, das sich nahe unserem Guesthouse einen Hang hoch zieht. Ich esse ein mächtiges Grillrippchen von einem endlos langen Spieß. Dafür werden wir abends von unserem Essen die Hälfte stehen lassen müssen.

Über die lebendige Fußgängerzone flanieren modisch gekleidete junge Leute. Straßencafés, schicke Geschäfte, alles wirkt sehr westlich. Welch ein Unterschied zu Czernowitz, wo sich alles hermetisch nach außen abschottet. Selbst im lebendigen laşi gab es viel weniger Cafés. Wir sind zurück im Westen.

Sonntag, 8. August / Plovdiv.

Eine Wandtafel in unserem Zimmer verkündet alberne Regeln: keine Koffer auf Betten und Böden abstellen etc. – ein ganzer Katalog von Unfug. Aber irgendwie passt es zum Zimmer, das für 22 € zwar einen edlen Steinfußboden und ge-



Bettlerin in Plovdiv.

sunde Holzmöbel, aber kein Bad hat. Der schleimige Wirt ist überfreundlich und hört gar nicht mehr auf zu reden. Jedes Mal, wenn man das Haus betreten oder verlassen will, muss man schellen, damit einen jemand herein oder heraus lässt. Dann bellt der große, gutmütige Schäferhund in seinen Käfig nahe dem Eingang, schließlich schlurfen der Wirt oder seine devote Frau herbei und öffnen die Tür. Wir fühlen uns nicht wohl in diesem Haus.

Entspannter Spaziergang durch die Stadt. Die lichten Farben der Häuser, die in der Sonne leuchten, vermischen sich mit den sommerlich hellen Kleidern der jungen Leute zu einer fröhlichen, lebendigen Atmosphäre. Die Straßen und Cafés sind schon am Vormittag voller Menschen. Moscheen zeugen von der türkischen Vergangenheit, und überall umschließt die neue Stadt freigelegte Ausgrabungen, Amphitheater und anderes, aus der Römerzeit.

Uralte, schwarz gekleidete Bettlerinnen, die die Gabe wie einen religiösen Tribut einfordern, ohne ein Lächeln oder gar ein Wort des Dankes. Aber die Leute geben ihnen.

Plovdiv liegt an sieben Hügeln. Einen davon erklimmen wir, doch die vielen Hochhäuser, die die Stadt umschließen, beeinträchtigen die Aussicht vom Gipfel. Auf dem Weg zurück zur



In der Altstadt von Plovdiv.

Altstadt ruhen wir uns in einem großen Biergarten ein wenig aus. Hier gibt es wieder den leckeren Chopskasalat, den ich auf der Balkanreise 2002 schätzen gelernt habe.

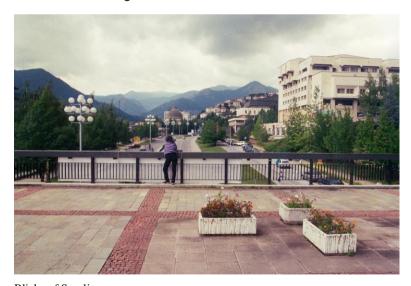
Die verwinkelte Altstadt, verträumte kleine Gassen, durch die die Sonne harte Schatten wirft. Wir lassen uns treiben.

Abendessen (2 Suppen, 2 Fleischgerichte, 2x Pommes Frites, 1 halber Liter Bier, 3 Viertelliter

Wein) für 12 €. Wieder richtige Weingläser. In Rumänien gab es den – guten – Wein immer aus Wassergläsern. Auf den Speisekarten viel Gegrilltes. Ferne Erinnerung an die griechische Küche, aber es fehlen die leckeren Vorspeisen.

Montag, 9. August / Plovdiv - Smoljan.

Um Bulgarien von seiner ländlichen Seite kennen zu lernen, wollen wir einen Abstecher ins Rhodopengebirge machen. Um 11 Uhr brechen wir mit dem Kleinbus auf. In dreistündiger Fahrt durchqueren wir das Gebirge in Richtung Smoljan, das schon nahe an der griechischen Grenze liegt.



Blick auf Smoljan.

Das kleine, zentral gelegene Hotel, in dem wir unterkommen, ist kaum belegt. Unser Zimmer kostet 12 €. Das Bad, das direkt daneben liegt, haben wir, da wir weit und breit die einzigen Hotelbewohner sind, ganz für uns.

Erster kleiner Spaziergang. Es regnet. Wir flüchten unter das Vordach eines schicken italienischen Cafés. Innen flezen sich junge Leute auf dicken Ledersesseln.

Abends in dem kleinen Restaurant unseres Hotels, weil wir uns nicht verständlich ma-

chen können, ein süßer, aber köstlicher Muscadet, der stark nach Muskat schmeckt. Wir genießen ihn als Aperitif. Dazu stellt man uns, wir sind die einzigen Gäste, im Fernsehen RTL ein, bis ein paar Bier trinkende Bulgaren die Tristesse beenden.

Dienstag, 10. August / Smoljan.

Frühstück mit leckeren warmen *Baguettes* in einem Straßenrestaurant in der Fußgängerzone, wo man auf langen Holzbänken sitzt.

Wegen der landestypischen Sitte, bei Zustimmung leicht wiegend den Kopf zu schütteln, einige Missverständnisse. Warum lächeln die Leute uns freundlich an, wenn sie uns per Kopfschütteln etwas abschlagen? Aus einer Buchhandlung gehen wir wieder heraus, weil die

Buchhändlerin auf unsere Frage nach einem Stadtplan den Kopf schüttelt. Umgekehrt sind die Bulgaren enttäuscht, wenn sie uns etwas anbieten, und wir nicken dazu. Es ist unmöglich, von einem Tag auf den anderen die Bedeutung einer Bewegung umzukehren, die so stark in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Wie in Rumänien sagt man auch in Bulgarien statt des langen muttersprachigen Worts meist *merci* für *Danke*.

Spaziergang durch die Stadt. Smoljan ist ein lang gestreckter, malerisch von Bergen umrahmter Ort, der aus drei



Urlaubsparadies Smoljan.

Ortsteilen besteht. Im Ortszentrum haben die Stadtväter versucht, der Stadt mit modernen Bauten – Hotel, Theater etc. – eine neue Mitte zu geben. Aber das Leben spielt sich ein Stück weiter in der langen Fußgängerzone ab, die der Form des Tals folgt. Von dort hat man schöne Ausblicke nach rechts und links auf die Berge.

In den Seitenstraßen, die sich weitläufig über die Hänge ziehen, suchen wir zwei berühmte Wiedergeburtshäuser, finden sie aber nicht. Es nieselt, triste Atmosphäre, oft müssen wir



Unterwegs in den Bergen.

uns unterstellen. Von den neueren Häusern sind viele schon marode. In den Gärten, auf den Balkonen überall Holzstöße. Die Winter müssen hart sein. Den ganzen Tag lang hängen Regenwolken über der Stadt. Ab und zu entladen sich kleine Gewitter.

Nachmittags Schlaf im Hotelzimmer. Besseres lässt sich nicht tun.

Ein Junge erzählt: Seine Großmutter bekommt 20 € Rente im

Monat. Ein Akademiker verdient 200 €. Ich kaufe für 2,25 € ein großes Glas bulgarischen Honig. Bei einer Rente von 1000 € in Deutschland entspräche das einem Preis von mehr als 10 €.

Abends grottenschlechtes Essen. Koteletts mit Dosenpilzen, die Kruste schwimmt aufgeweicht in einer dicken Mehlpampe. Alles, was auf der Karte reizen konnte, ist nicht da. Den

Mist mit einem allerdings vorzüglichen bulgarischen Wodka heruntergespült. Die Rechnung für 2 Personen: 13 € (inkl. 1 Flasche guten bulgarischen Chardonnay).

Mittwoch, 11. August / Smoljan.

Auf der Suche nach den sieben Seen, den "Smaragdaugen" Smoljans, unternehmen wir eine große Wanderung in die Berge. Ohne Wanderkarte, ohne Ausschilderung fällt es jedoch



schwer, die richtigen Wege zu finden, obwohl wir gleich zu Beginn einen der Seen entdecken. Den Ort in Richtung der Berge durchquerend. erreichen wir die große Straße, die zu dem luxuriösen Wintersportort Pamporovo führt. Nebenwege locken in die Felder und Wiesen, aber

immer wieder führen die Wege auf die Serpentine der Hauptstraße zurück. In den Feldern kleine Hütten, die, ohne verkommen zu wirken, offensichtlich verlassen sind. Ihre Funktion ist

uns nicht klar.



 $Begegnungen\ unterwegs.$

An einem steilen Abhang muss ich mein Geschäft verrrichten. Während ich voller Ungeschick auf meine Füße kacke, sehe ich in gesicherter Entfernung eine alte Bäuerin im Gras sitzen und das Schauspiel beobachten.

Rast auf einer Wiese unter einem Baum. Später kommen

Rast auf einer Wiese unter einem Baum. Später kommen wir an einigen Gehöften vorbei, ein Bauernpaar ist beim Heuen. Ein Hirte, der am Wegesrand sitzt und seine Kuh bewacht, grüßt uns freundlich. Schöne Ausblicke über die Felder auf die umgrenzenden, dicht bewaldeten Berge. Aus einer tiefen Schlucht, die eine dichte, schwarze Baumwand von den Feldern abschneidet, hören wir Wasser rauschen. Doch die Landschaft hat nichts Schroffes, überall sind Spuren menschlicher Kultivierung. Zwei Landarbeiter begrüßen uns auf Deutsch.

Von 11-16 Uhr sind wir unterwegs. Zum Schluss sehen wir dann endlich zwei weitere der gesuchten Seen. Die Berge spiegeln sich in dem klaren Wasser. Da wir nicht wissen,

wann die Busse fahren, trampen wir zurück. Ein Paar, das uns auf dem Rücksitz nicht mehr weiter beachtet, bringt uns in einer klapprigen Kiste nach Smoljan zurück.

Wir beschließen, keinen weiteren Tag mehr hier zu bleiben, sondern morgen schon nach Rumänien zurück zu fahren. Obwohl Plovdiv eine schöne Stadt ist und auch die Landschaft um Smoljan ihre Reize hat, hat mich Bulgarien eher enttäuscht. Vielleicht ist es mir zu westlich,

zu ordentlich. Man nennt die Bulgaren ja auch die Preußen des Balkans. Ich trauere ein wenig Moldawien nach.

Am letzten Abend entdecken wir endlich ein gutes Restaurant. Es gibt *Mixed Grill* und als Vorspeise Hirn. Das haben wir auch in der Ukraine und in Rumänien des Öfteren gegessen, aber hier ist es zum ersten Mal nicht paniert, sondern nur leicht in Butter geschwenkt. Ein köstlicher Genuss, die zarte Masse zergeht auf der Zunge. Auch dieses leckere Mahl kostet uns nur 13 €.

Donnerstag, 12. August / Smoljan - București.

Um 10 Uhr starten wir mit dem Bus, der entgegen unseren Erwartungen doch wieder über Plovdiv fährt, nach Sofia, wo wir gegen 15 Uhr ankommen.

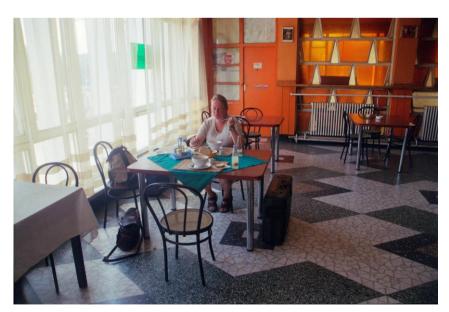
Internationale Fahrkarten werden im Bahnhof nur über ein kleines, privates *Rila-Büro* verkauft, und das auch nur bis zur ersten Umsteigestation in Bukarest.

Die Zeit bis zur Abfahrt überbrücken wir in dem großen, leeren Bahnhofsrestaurant in der 1. Etage, Hühnersuppe aus der Dose und Spaghetti vertilgend. Während wir unsere Suppe löffeln, beobachten wir durch die große Glasfront, wie vor dem Bahnhof am laufenden Band falsch parkende Autos abgeschleppt werden. Die Fahrer sind verzweifelt, wenn sie ihr Auto nicht wiederfinden.

Sofia-Bukarest: Wieder eine Nachtfahrt, die von 19.30 Uhr bis 7.15 Uhr dauert. Im Zug versuchen wir vergeblich, unser bulgarisches Geld an den Mann zu bringen. Euro, Dollar, rumänische *Lei*, ungarische *Forinth*: kein Problem. Aber bulgarische *Lewa* (obwohl wir aus Bulgarien kommen) nimmt der Schaffner nicht.

Bis weit nach Mitternacht singende und Gitarre spielende *Backpacker* im Wagen. Vom offenen Nebenabteil hören wir, wie einer eine nicht unwillige junge Bulgarin anbaggert, aber kurz vorm Ziel blockt sie doch ab. Später sehen wir sie, heftig mit ihrem echten Freund knutschend, auf einer Bank im Bukarester Hauptbahnhof.

Lange nach Mitternacht überqueren wir hinter Ruse die Donau, die hier die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien bildet. Matt glänzend schimmert der mächtige Fluss durch das Dunkel der Nacht.



Wartezeit im Bahnhof.

RUMÄNIEN.

Freitag, 13. August / Bucureşti - Sighişoara.

Auch in Bukarest nehmen die Banken kein bulgarisches Geld an. Um 8.36 Uhr brechen wir vom *Gara de Nord* mit einem kleinen Lokalzug nach Sighişoara auf, unserer letzten Station, wo wir drei Tage bleiben wollen.

Hinter Ploieşti verlässt der Zug die eintönigen Ebenen der Walachei und dringt langsam in die Karpaten vor. Das vertraute Bild der Berge wie zu Beginn unserer Reise. In Braşov



(Kronstadt) ein noch kleinerer Zug, der rappelvoll ist. Bauern fahren mit ihren Einkäufen nach Hause. Uns gegenüber kaut eine Frau unentwegt Sonnenblumenkerne, was hier wie auch in der Ukraine eine weit verbreitete Angewohnheit ist, für die es überall Straßenhändler gibt. Der Boden ist übersät von den ausgespuckten Schalen.

Von Dorf zu Dorf leert sich der Zug mehr. Die bewaldeten Hügel der Karpaten gehen jetzt in eine ländliche

Kulturlandschaft über, die beinahe schwäbisch anmutet. Kleine Dörfer, von mächtigen Kirchen überragt, liegen eingebettet zwischen sanften Hügeln inmitten der Felder, die von einer regen Landwirtschaft zeugen. Die Ortsnamen werden an den Bahnhöfen mehrsprachig ru-



Das Hotel Steaua war mal eine erste Adresse in Sighişoara.

mänischdeutsch oder
meistens rumänisch-ungarisch ausgewiesen.

In Sighişoara, dem früheren Schässburg, lange Suche nach einem Hotel. In unserem Wunschhotel gibt es nur noch ein Zimmer ohne Dusche, was wir leichtfertig ausschlagen. Der findige junge Taxifahrer fährt uns zu

allen möglichen Hotels und Pensionen, aber vergeblich. Überall hören wir nur, dass hier im Sommer und zum Wochenende gewöhnlich alles ausgebucht sei. Schon fast ohne Hoffnung, dass unser Zimmer noch frei sein könnte, fahren wir zum ersten Hotel zurück. Und da findet sich plötzlich doch noch ein Zimmer, und sogar mit Bad, das 21 € kostet. Angeblich sind

Gäste nicht gekommen. Wir vermuten aber, dass unsere Ansage "4 Nächte" den Ausschlag gegeben hat.



Blick über die Dächer Sighişoaras.

Das Hotel Steaua ist ein schönes altes Haus im Zentrum der Stadt. das mal das erste Hotel am Platz war. doch seine guten Zeiten sind längst vorbei. Von dem breiten, düsteren Treppenaufgang, auf dem ein rutschiger roter Teppich liegt, zweigen dunkle Flure ab. Unser Nebentrakt im 2.

Obergeschoss ist allerdings hell und freundlich. Wir haben ein wunderbares, großes Zimmer mit einem schönen Blick über die verwitterten Dächer der Stadt bis ins Hinterland.

Abends in das unverständlicherweise vom *Lonely Planet* empfohlene Restaurant, das sich im Geburtshaus des Dracula-Fürsten Vlad Tepeş befindet. Auf der Terrasse oben bekommen wir das teuerste (29 €) und eines der schlechtesten Essen während dieser Reise. Steife Kellner servieren mit regungsloser Miene, als wüssten sie um die Qualität des Essens, das sie anbieten.

Samstag, 14. August / Sighișoara.

Ein ausgedehnter Spaziergang führt uns zum alten Friedhof, der hoch über der Stadt liegt. Wir wundern uns über die vielen ungarischen Gräber. Aber wir sind im hinteren Teil des Friedhofs gelandet, von dem wir uns über einen steilen Hang nach vorn kämpfen müssen. Hier überwiegen die deutschen Gräber. Das prunkvolle Mausoleum einer deutschen Bürgermeisterfamilie demonstriert eindrucksvoll. wer früher die Geschicke



Auf dem Friedhof.

der Stadt bestimmt hat. Vor dem Friedhof steht die alte Bergkirche der deutschen Gemeinde. 1345 gebaut, überragt sie symbolträchtig die Stadt und ist von weither zu sehen. Im Innern schöne, unterschiedlich gut erhaltene Wandmalereien aus der späten Gotik. Im Seitenschiff werden hölzerne Hochzeitstruhen aufbewahrt, die mit phantasievollen Ornamenten geschmückt sind. Neben der Kirche steht das ehemalige Schulhaus von 1612, von dem ein

überdachter Holzgang, die so genannte "Schülertreppe", mit 175 Stufen zur Stadt hinunter führt.

Wir lassen uns lange durch die steilen, verwinkelten Gassen der Stadt treiben. Im Vergleich zum Osten Rumäniens gibt es viel mehr ausländische Touristen. Überall hört man deutsche Stimmen.



Totenbank in Biertan.

Sonntag, 15. August / Sighişoara/Kirchenburgen.

Rundfahrt im Taxi für 50 € zu den Kirchenburgen in der Umgebung Sighişoaras. In den eindrucksvollen Wehrbauten von Biertan (Bierthelm), Mosna (Meschen) und Apold (Trappold) haben sich Religion und Militär untrennbar verbunden. Eine strenge Religiosität ging mit der Abwehr der Türken und Tartaren Hand in Hand. In die von starken Mauerringen umgebene Biertaner Kirche, die aus dem 15. Jahrhundert

stammt und drei Jahrhunderte lang Bischofssitz der Evangelisch-Altsächsischen Kirche war, kamen die Männer schon in voller Rüstung, um sofort kampfbereit zu sein. Männer und Frauen standen immer getrennt voneinander, wobei die Frauen keine Rückenlehnen an ihren Bänken hatten, damit ihre Trachten nicht zerdrückt wurden. Die Emporen mit schönen bemalten Kassetten.

In einem Nebenraum Totenbänke. Das mächtige Türschloss wurde in Paris auf einer Weltausstellung gezeigt.

Im sog. "Ehehaus" wurden scheidungswillige Paare mit einem einzigen Messer, einem Bett, einem Tisch, einem Stuhl etc. so lange eingeschlossen, bis sie ihre Absicht aufgaben. Angeblich gab es in 300 Jahren nur eine Scheidung.

In Biertan trifft der Taxifahrer seine Freundin, die in der Kirche als Führerin arbeitet und uns von da an be-



Dorfstraße in Biertan.

gleitet. Die lebhafte junge Frau in ausgewaschenen Jeans und einer schlichten Bluse spricht gut Deutsch und erklärt uns viel. Sie hat eine Ausbildung als Fremdenführerin und könnte, wie sie sagt, bei einem guten Monatsverdienst von 200 € überall in Rumänien tätig sein. Im

Winter arbeitet sie auf Messen in Deutschland. Ihre große Hoffnung ist ein Engagement bei Studiosus Reisen.

Die junge Frau spricht mit viel Engagement über ihre Arbeit für die Kirche. In den letzten zwei Monaten habe es so viele Führungen gegeben, dass sie keinen einzigen freien Tag gehabt habe. Sie erzählt, dass die Kirchen in Siebenbürgen dringend Geld bräuchten, um überfällige Restaurierungen vornehmen zu können. Die Biertaner sei noch eine der am besten



Die Kirche von Apold...

erhaltenen Kirchen. Offensichtlich ist es jedoch nicht so leicht mit neuen Ideen, die Geld einbringen könnten. Schon der Plan, ein Café in der Biertaner Kirchenburg einzurichten, stößt, wie sie erzählt, bei den konservativen Kirchenkreisen im Ort auf großen Widerstand.

Wir machen einen kleinen Spaziergang durch den Ort, der von der Kirchenburg, die von überall zu sehen ist, mächtig überragt wird. Als unsere Führerin hörte, dass wir uns den Ort ansehen wollten, lachte sie: "Immerhin werdet ihr jetzt auf keine Zigeuner treffen, denn gestern war Hochzeit." Sie habe aber keine Probleme mit Zi-

geunern. Die hätten hier alle etwas zu tun. Von Bukarest habe sie dagegen schlimme Dinge gehört. Zu den Ungarn äußert sie sich verhaltener. Nach vielen Reibereien in der Vergangenheit gehe es jetzt besser.

In Apold ein Sachsentreffen. Überall stehen deutsche Autos. In Siebenbürgen ist das *Deutsche Forum*, die konservative Partei der Siebenbürger Sachsen, stark im Vormarsch. In Sibiu (Hermannstadt) und einigen kleineren Städten stellt es bereits den Bürgermeister. Viele



... und ihr Innenleben.

Deutsche, die Rumänien beim großen Exodus der Sachsen verlassen hatten, wollten wieder zurück, berichtet unsere Führerin, doch stoße das auf Schwierigkeiten, weil sie ihre Häuser an Rumänen verkauft hätten. Sie möchte, dass die Deutschen zurückkommen, weil sie das Land wirtschaftlich voran brächten. Sie möchte ihnen "Erde" geben.

Die Apolder Wehrkirchenanlage, die aus dem 16. Jahrhundert stammt, finden wir verschlossen vor.

Nach einer Weile kommt ein Junge mit einem Trupp von Freunden vorbei, um uns das Schloss aufzusperren. Scheu, ohne eine Miene zu verziehen oder ein Wort zu sagen, öffnet er die Tür und versperrt die Kirche wieder hinter uns, nachdem wir sie uns angesehen haben. Bestimmt hat er eine Belohnung erwartet, aber wir haben kein Kleingeld.

Auf dem Platz vor der Kirche diskutiert eine Gruppe von Menschen aufgeregt miteinander. In der Nacht gab es einen Ladeneinbruch im Ort. Eine Frau schimpft den Dorfwächter aus, der

das in seinem abgerissenen Zivil hilflos über sich ergehen lässt. Unsere Führerin sagt: Die schlafen auf der Bank im Park, anstatt aufzupassen.



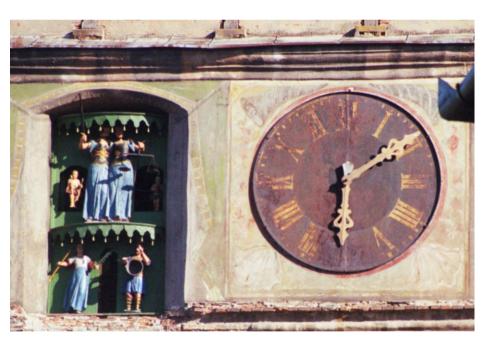
Der Museumsplatz in Sighişora, im Hintergrund der Stundturm.

Das türkische Efes ist in Rumänien weit verbreitet. Während der Bahnfahrt von Bukarest haben wir unterwegs eine Brauerei gesehen. So kommen die Osmanen hier doch noch ins Spiel.

Montag, 16. August / Sighişoara.

Unser letzter Tag. Nach einer herbstlich kühlen Nacht ist der Himmel von einem wunderbar

klaren, tiefen Blau. Wir machen einen Spaziergang, der uns in abgelegenere Stadtviertel führt, die schon einen ländlichen Einschlag haben. Von den Hügeln schöne Blicke über die Dächer und ins Umland, keine Wolke steht am Himmel. Freundliche Gartenarbeiterinnen la-



Die Uhr auf dem Stundturm.

den uns scherzhaft ein, ihnen zu helfen.

Wie immer in diesem Urlaub klappt die Buchung des Schlafwagens für die Rückfahrt ohne Probleme. Wir bekommen einen *Sleeper* bis Prag. Alles zusammen kostet 219 €. Der Schlafwagen macht davon 50 € aus.

Vergeblicher Versuch, aus der Stadt heraus zu

laufen. Es ist unmöglich, Wanderwege zu finden, die Rumänen wandern wohl nicht. Statt in den Wald geraten wir in einen Vorort. Von einer Häuserzeile am Hang mit kleinen Vorstadthäuschen haben wir einen weiten Blick über den Dorffriedhof auf eine mächtige Industrieanlage im Tal.

Der im 14. Jahrhundert errichtete Stundturm auf dem Burgberg, dem historischen Zentrum der Stadt, ist das Wahrzeichen Sighişoaras. Die Uhr von 1648 zeigt immer noch die Zeit an. Durch das historische Museum, das heute im Turm untergebracht ist, steigen wir die hölzernen Treppen empor und genießen die Aussicht über die bräunlich-rot in der Sonne glänzen-

den Dächer. Lange sitzen wir in einem kleinen, alternativ angehauchten Café auf dem zentralen Museumsplatz und beobachten die Touristen, die von Stand zu Stand flanieren. Neben den Draculasouvenirs, seriengefertigtem Holzspielzeug und keramischer Massenware gibt es vor allem regionale Textilien wie Strohhüte, bestickte Blusen und Trachtenkleider zu kaufen – nichts, was uns besonders interessieren könnte.



Sighișora liegt an der Târnava Mare (dt. Große Kokel).

Eine Pferdekutsche wartet auf Touristen. Die Pferde sind vom Zaumzeug an den Flanken bis zum Fleisch blutig wund gerieben.

Den ganzen Tag lang der klare, blaue Himmel.

Abschiedsessen. F. bestellt wie am Vortag Kohlrouladen, von denen aber zwei kalt sind. Dafür gibt es heute saure

Sahne dazu, die gestern fehlte. Die Gerichte fallen in Rumänien oft von einem Tag auf den anderen völlig anders aus. Offensichtlich fehlt es an Standards. Das Essen in Siebenbürgen kommt uns viel schlechter vor als im Osten Rumäniens, von der Ukraine ganz zu schweigen. Wir vermissen die leckeren *Ciorbăs*. Frische Pilze haben wir zum letzten Mal in der Ukraine gegessen. Auch das köstliche ukrainische Graubrot gab es in Rumänien nirgendwo mehr.



Blick zurück in die alten Gassen von Sighişoara (links in rumänisch und deutsch der Hinweis auf eine wiederaufgebaute katholische Kirche).

Die sauer eingelegten Gemüse sind verschwunden, ebenso die Soljankas. Im Osten Rumäniens gab es noch leckeren Schafskäse, auch den finden wir in Sighişoara nirgendwo mehr. Und überall in Rumänien der grauslige Kaffee! Vielleicht hätten sie die Türken doch hereinlassen sollen.

Trotzdem: Selbst der oberflächliche Eindruck, den man als Tourist nur gewinnen kann, zeigt, wie viel sich seit 1994 geändert hat. Arm ist das Land nach wie vor, aber die erschütternde

Not auf den Straßen, am sichtbarsten vielleicht in den Straßenkindern, ist so gut wie verschwunden. Zerfallende Industrien, marode Gleisanlagen, verdreckte Straßen gibt es noch, aber sie fallen nicht mehr so ausschließlich ins Auge wie vor zehn Jahren. Den rumänischen

Nationaldress mit Jogginghose und T-Shirt haben wir kaum noch gesehen, die Menschen sind deutlich besser gekleidet, als es 1994 der Fall war.

Verschwunden ist vor allem die Tristesse, die gedrückte, graue Stimmung im Land. Nach knapp zwei Wochen hatte ich seinerzeit genug von Rumänien, nicht weil die Reise nicht spannend gewesen wäre, sondern weil einen der mit einer seltsamen Unrast verbundene Lebensverdruss, dem man überall begegnet, irgendwann auch selbst runterzieht. Das ist vorbei, die Rumänen sind nach den vielen düsteren Jahren unter Ceauşescu in einer Gegenwart angekommen, die alles andere als problemlos ist, aber doch wieder viel Züge von Normalität hat. Die gepflegten Parks und Grünanlagen überall zeigen, dass die Lebensfreude wieder einen Platz im Alltag gefunden hat, die Menschen haben ein Stück zu sich zurück gefunden. Die landschaftliche Vielseitigkeit des Landes von der Schwarzmeerküste über das Bergland Siebenbürgens bis zu den Ebenen der Walachei ist ohnehin überwältigend. Doch auch die Menschen und die Stimmung im Land haben uns diesmal für sich eingenommen. Vielleicht auf ein nächstes Mal!

<u>Dienstag-Mittwoch, 17./18.</u> <u>August / Sighişoara-Berlin.</u>

Um 10.38 Uhr brechen wir von Sighişoara Richtung Berlin auf. Auf dem Bahnsteig verschenkt F. unsere letzten 9000 Lei (= 28 Cent) an eine alte Zigeunerin, die sich riesig freut und F. dankbar die Hand küsst.

Nach fünfeinhalb Stunden erreichen wir die ungarische Grenze. Im gähnend leeren Speisewagen serviert uns der freundlich-schlitzohrige



Kellner ein ungarisches Gulasch zum Bier. In Ungarn ist das Gefälle zu Rumänien sofort zu spüren. Häuser und Gärten wirken gepflegter und ordentlicher.

Wir durchqueren Ungarn in sechseinhalb Stunden, brauchen zweieinhalb Stunden für die Slowakei und kommen endlich nach weiteren vier Stunden gegen 5.30 Uhr in *Praha-hlavni nádraži* an. In der riesigen, noch nächtlich düsteren Bahnhofshalle nehmen wir ein kleines Frühstück zu uns. Hier nimmt man wieder Euros an.

Berlin, August-September 2004 Überarbeitet April-Mai 2005 und September 2017.

Anhang.

Rumänien, 12.-28. August 1994.

Der Reiseverlauf:

1314.8.	Budapest
1417.8.	Timişoara
1720.8.	Braşov
19.8.	Ausflug nach Härman/Honig-
	berg
2022.8.	Bukarest
2224.8.	Tulcea
23.8.	Ausflug nach Mahmu-
	dia/Murighial
2425.8.	Sfîntu Gheorghe
2526.8.	Bukarest
26.8.	Sibiu
27.8.	Budapest
	·



Schwester Margit Donhauser aus Bayern, jetzt Str. Juliu Maniu 8, 1900 Timişoara, im Zug von Budapest nach Temeswar.



Im Bahnhof von Arad.

Das Kind mit dem V-förmig verdrehten Körper im Bahnhof von Arad nimmt ohne Regung Almosen entgegen (Nonne: musste im Kinderheim wegen Platzmangels so sitzen, deshalb so gewachsen). Hemmung zu fotografieren.

.

wurde unter Ceauşescu aufgelöst, 68 Schwestern, mussten sich, verteilt über ganz Rumänien, in "normalen" Berufen z.B. als Näherin verstecken. 1988 wurde der Orden neu gegründet. konzentriert sich heute auf Religionsunterricht. Keine Rückerstattung des Ordenseigentums (anders als etwa in der ČSR oder in Polen). Gesetz wird verschleppt, in den Häusern des Ordens sitzen z.T. die alten Bonzen,

Der Orden Notre Dame



Schaufenster in Temeswar.

die die Wende überstanden haben.

Deutscher Kindergarten auf dem ehemaligen Gelände des Konsulats. Bonzen versuchen dort ihre Kinder unterzubringen, obwohl die kein Wort Deutsch sprechen und zwei Jahre lang nur weinen – Deutschgläubigkeit, wollen deutsche Erziehung.

Seit 1989 viele neue Geschäfte in Temeswar. Viele *Joint Ventures*, da ausländischer Besitz nicht gestattet.

Wird auf dem Bahnhof von anderen Nonnen abgeholt, u.a. einer Amerikanerin.

Bieten uns Unterkunft bei einer Schwester an. Wir ziehen aber das Nordhotel unmittelbar am Bahnhof vor.

Unter der angegebenen Adresse werden wir den Orden später nicht finden. Keine Erklärung dafür.

*

Lebensfreude: die Menschen sitzen draußen in den Straßencafés.

*

Der Campingdress als rumänische Nationalkleidung.

*

Der übrig gebliebene alte Bingosaal in der teuersten Geschäftsgegend am Opernplatz: riesiger Saal mit verhärmten, einsamen, verbissenen Spielern an den Tischen.

*

Gegensatz zwischen den modernen, teils schon luxuriösen Geschäften in der City (Modegeschäfte, Eisdiele etc.) und den schäbigen, heruntergekommenen Läden mit den Sammelsuriumauslagen in der Josefstadt. Wer am *Gare de Nord* in der Jo-

Opernplatz in Temeswar: Erinnerung an die Revolution...

sefstadt ankommt, sieht noch nichts vom neuen Temeswar.

*

Müllkehrer säubern die Straßen – vor zwei Jahren waren Straßen völlig verdreckt (Nonne).

*

Am Fluss Jazzkneipe mit Livemusik, Ausflugsrestaurants, das Schwimmbadrestaurant mit Bad und Terrasse von Lichterketten erleuchtet, die das dunkle Viertel überstrahlen.

*

Im Continental – der früheren Securitate-Hochburg – treffen sich heute die Neureichen der Stadt, dito. im Operncafé. Nuttiger Chic der Frauen.

*

Auf der Terrasse des Continental läuft ein Steve-Martin-Film in



... und an ihren Ursprung.

deutscher Synchronisation, rumänisch übersprochen.

*

An der Hotelbar einsam eine sehr schöne, topchic gekleidete russische Nutte, die uns der Barkeeper vermitteln will. Der Zuhälter mit Totschlägergesicht sitzt daneben – wir verzichten gern.

Am Bahnhof und in der Josefstadt viele Penner, durch die Wende freigesetzt. Straßenkinder, Bettler, Alkoholiker.



Gefallene der Revolution.

Die Frauenmode richtet sich nicht danach, was zueinander passt, sondern was zu bekommen ist.

In der Bar vertrauter Geruch nach Eierkuchen.

Heruntergekommene Jugendstilbauten, Neo-

Besuch beim Nachfolger von Tökes.

Aufstand sei von Iliescu gesteuert gewesen. Neue Geschäfte in Temeswar: "alles Mafia", viele Araber, die mit Alkohol und Zigaretten Geschäfte machten. Chinesische, palästinensische, syrische Investoren, die Stadt "Schritt für Schritt" aufkauften.

PKK-Waschanlagen.

Viele Securitate-Leute besäßen heute viel Geld, aber auf privater Basis, keine Macht mehr.

Der sehr freimütige Pförtner im *Hotel Central*: Revolution Mischung aus Spontaneität und Inszenierung.

Auffällig schon wieder die Verkehrsdichte.

*

Besuch beim Redakteur der Neuen Banater Zeitung, die nach 1989 eingegangen ist. Heute nur noch vierseitige Banater und Siebenbürger Beilage in "Allgemeiner Deutscher Zeitung", ab Herbst achtseitig. Zuerst abweisend, dann immer gesprächiger. Lange Ausführungen zur Revolution und zur heutigen Lage in Rumänien, speziell auch der deutschen Minderheit. Geschäfte in Temeswar vorwiegend Handel, Werte würden kaum geschaffen.

Im Gegensatz zu anderen osteuropäischen Ländern fehle in Rumänien eine Mittelschicht.

Leute passiv, erwarteten, dass Staat alles tue. Lebensmittelversorgung gesichert, aber kein Geld vorhanden.

"Erzählen Sie mal einem Temeswarer, dass er 89 keine Revolution gemacht hat".

Nach 89 heftige Streitereien unter den revolutionären Gruppierungen.

Temesuation beat info

Cotinan reducers in realist

HAHA PEY

HEALIAM A CHTCOCONICTOM LINEY Y THEMEN

SATIANIAM IN LINES SENCEDED

Temesuati IJ SZO

ANGLI DE REMOCRATICE MARIEM

COTINAN SENCEANTOR ANGLI DE MARIEM

COTINA SENCEANTOR ANGLI DE MARIE

Im neuen Rumänien nur noch Beilage...

Vor einem Monat seien Prozesse gegen Offiziere eröffnet worden. Im Herbst soll ein neuer parlamentarischer Untersuchungsbericht erscheinen.

Das Casino *M 90* strahlt sozialistischen Muff aus: große Tanzdiele mit Livemusik. Leere Sektkübel. Nur wenige Tische sind besetzt.

Gruppe mit u.a. Opa, Mutter, zwei Töchtern von ca. 16 + 18 J., die wir schon in einem Café auf dem Opernplatz gesehen hatten. Als sie sich beobachtet wissen, zelebrieren die Töchter quasi-erotische Tänze vor uns westlichen Zuschauern – wo sind die Grenzen?

*

Begegnung nachts um eins am Bahnhof, den wir gezielt aufsuchen: Er aus Transsylvanien, arbeitet auf dem Bau in Temeswar. Zwei ziemlich abgewrackte Mädchen in seiner Beglei-

tuna, eine davon offenkundig seine Freundin. Wir kommen ins Gespräch, fragen nach Kneipen, deuten Interesse an Mädchen an. Nach intensiven Nachfragen, ob wir wirklich Deutsche und nicht nur Rumäniendeutsche seien, bietet er uns seine Begleiterinnen an. Weiteres Paar kommt hinzu, das Mädchen wird ebenfalls einbezogen. Auf die Frage nach Preisen: "Kommt darauf an". Wir bieten versuchsweise 30.000 Lei (30 DM). Ist einverstanden. Ich deute auf seine rachitische, tuberkulöse Freundin. Sie verhandeln unter sich (offenkundig scheuen sich die Mädchen, vielleicht geht es auch um Ab-



Versprechen auf die Zukunft...

sprachen, um uns zu prellen). Sie wollen Geld schon vorher auf der Straße. Wir lehnen ab, worauf sie das Gespräch abbrechen. Hätten gern gewusst, wie sich die Mädchen im Zimmer verhalten.

*

Der Taxifahrer beklagt die Preise. Durchschnittsgehalt 80-90000 Lei.



... hier wird es schon eingelöst: das Hotel Continental.

Brot seit 1989 von 4 auf 280, Fleisch von 31 auf 6-7000 Lei angestiegen.

Die Temeswarer seien heute apathisch.

Schnitzel im *Continental* = 1 Tagesverdienst.

Fleischgerichte dort zwischen 2800 und 5800 Lei (=2,80-5,80 DM).

*

Viele Straßen sind nach Revolutionstagen benannt.

*

Nebengeschäfte: der sudanesische Ex-Student, der

schwarz tauscht, der Bauarbeiter, der seine Freundin feilbietet, die Bar, in der Hausschuhe verkauft werden.

*

In kaum einem Restaurant Pfeffer zu finden. Salz in offenen Glasschälchen.

Relikt von früher: Auf manchen Speisekarten wird noch das Gewicht der einzelnen Bestandteile der Gerichte annonciert.

*

Während der Zugfahrt überall ausrangierte, verrostete Eisenbahnwaggons auf stillgelegten, grasüberwachsenen Gleisen.



Deutsche Kultur in Kronstadt.

Braşov/Kronstadt.

Die winzige Spielhalle ist voll von Prolls. An der Wand ein Madonna-Poster.

*

Computerladen mit MS-DOS etc.

*

1. Eindruck (Taxifahrt vom Bahnhof): lange Wohnsilofluchten, darunter viele Bauruinen.

*

In der Innenstadt viel renoviert,

guter Eindruck. Braşov wirkt auf den ersten Blick "normaler" als Temeswar, der Gegensatz zwischen arm und reich ist nicht so ausgeprägt, nicht so auffällige neureiche Protze. Braşov gemütlicher, geselliger als Temeswar, typische Kur-/Ferienortatmosphäre, macht einen ausgeglicheneren Eindruck als Temeswar, das immer wirkt, als müsse es irgendwelche Erwar-

Auslage in einem Lebensmittelgeschäft.

tungen erfüllen. Infrastruktur einer Touristenstadt, was in Temeswar fehlt.

*

Der k.u.k. Kellner im alten Hotel.

*

Auf der Straße mehr "normale" Jugendliche.

*

In deutschsprachigen Zeitungen Sauberkeitskampagnen, z.B. für die öffentlichen Toiletten.

Viele rumänische Feriengäste auf den Straßen.

*

Gespräch mit einem Hotelportier: Einer der Casino-Besitzer war früher *Securitate*-Offizier. Hält Mafiagerüchte für Temeswar wegen der Grenznähe für glaubwürdig. In Braşov anscheinend nichts dergleichen.

*

Im Berghotel in Poiana Braşov israelische Reisegruppe, z.T. offensichtlich Juden aus Rumänien. Gespenstische Szene am verregneten Nachmittag in dem einsam gelegenen, leeren Hotel.

.

In der Markthalle ein einziger, reich bestückter, teurer und wenig frequentierter Fleischstand. Viele einheimische Agrarprodukte, die früher exportiert wurden, jetzt wieder zu finden: Käse, Auberginen, Paprika, Kräuter. Doch kaum eigenes Obst – dagegen teure Bananen.

*

Bahnfahrt Temeswar – Braşov (430 km) = 6,30 DM!



Auf dem Markt.

_

Vorstadtkneipe in Braşov (Mann mit Kind): 2 Bier + 2 Wodka = 85 Pf. (Billigststandard, sonst ca. 5-6 DM).



Lebensmittelhändler in Braşov.

Im alten Casino: Es gibt keine Zigarren, weil Kuba keine Freunde mehr hat (bedauernd). Verhältnis Personal-Besucher 2:1. Die Begleitband wird nicht beachtet – Reste der Planwirtschaft.

*

In Braşov werden die Menschen wieder von Kirchenglocken geweckt.

*

Alte Männer – Altfunktionäre? – treffen sich im alten Restaurant Poiana, trinken Bier,

haben viel Zeit, genießerisch, erinnert an Wiener Caféhäuser. Der Sektkühler, in dem der Wein abgestellt wird, ohne Wasser, dient als Aschenbecher und Abfalleimer.

Der Chinese am zentralen Platz für Rumänien kaum erschwinglich.

*

Das Restaurant im besten Hotel der Stadt: kirchenschiffähnlich, luxuriös und aufwändig gestaltet. Empore rundum laufend, das Seitenschiff durch schwere rote Vorhänge abtrennbar.

Glasbausteine, Springbrunnen mit Wasserspielen: alles im Land selbst gemacht. Die Sektkühler ohne Kühlmittel. An den Tischen Touristen, Geschäftsleute in Verhandlungsgesprächen. Die Band mit der abgetakelten, hochtoupierten, slawisch blondierten Sängerin von beträchtlicher Leibesfülle spielt ein Potpourri von Zigeunermusik und Jazz etc.

*

Auf den Straßen kaum Mittelstand, kaum intelligente Gesichter. Die Dummen sind unten und oben.

Leute wirken nicht in sich ruhend wie in den westlichen südeuropäischen Ländern, stattdessen wie auf ständiger Jagd, in Hetze, ruhelos – alte Männer in Kneipen sind Säufer, nicht "würdig" wie z.B. alte Türken.

Rachitische Frauen- und Kindergesichter: nahtloser Übergang von der rosa Kinderkleidung zur Gesichtsblässe.



Wehrkirche in Härman/Honigberg.

Die Menschen wirken, als hätten sie ihre Balance verloren – und das in einem agrarischen Land.



Kirchengestühl.

ben viele ihr Land, weil zu klein, an Genossenschaft übertragen. Organisierte Banden stehlen Ernte vom Feld.

Hărman/Honigberg.

Die Kirchendienerin in der Wehrkirche: früher ca. 1200 Deutsche, heute 190.

*

Deutsche waren geschlossene Gesellschaft. Interne Abgaben für Beerdigungen, damit die Feste nicht zu teuer wurden.

*

Das Land wurde nach der Revolution zurückgegeben, aber pro Kopf nur 5 Ha. Deshalb ha-

Rumänen und Zigeuner haben deutsche Höfe übernommen und sie niedergewirtschaftet. Deutsche sind Kulturträger, Rumänen dagegen Diebe, unfähig zu wirtschaften – höchstens die, die in deutschen Häusern aufgewachsen seien.

Habe Revolution beim Mittagstisch erfahren: Bilder von Ceauşescus Rede. Fernsehen lauter gedreht, gleich zu Nachbarn gerannt. In den nächsten Tagen Fernsehen in die Küche ge-

stellt zur ständigen Information. Keiner kam mehr zum Essen.

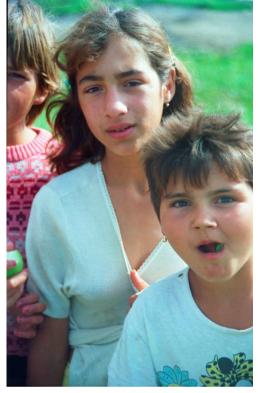
In der deutschen Gemeinde sei es schon vorher offen zugegangen, aber Angst frei zu sprechen, wenn Fremde in der Nähe.

Harter religiöser Drill in der Kirche: Deutschstämmige Kinder mit rumänischen Elternteilen seien hart rangenommen worden, bis sie die Grundlagen der deutschen Kultur - Glaube, Geschichte, Herkunft intus gehabt hätten.

Rumänen und Deutsche im Dort hätten nicht viel miteinander zu tun gehabt. Mischehen hätten dennoch zugenommen.

Assoziiert alles, was nicht so zivilisiert ist wie die Deutschen (Rumänen, Zigeuner), mit Wald.

Viele Waren immer noch gar nicht oder nur sporadisch erhältlich: So habe sie wochenlang nach Stopfen für Spülbecken gesucht.



Romakinder auf der Straße.



Dorfstraße in Härman/Honigberg.

Exil-Siebenbürger, die nach 1989 Land verlassen haben, besuchen die Kirche. Gut gekleidet, Sohn mit Videokamera, leben heute in Hamburg.

Haben ihren Hof für 80000 Lei (= 80 DM) verkauft, davon aber nur 40000 Lei erhalten. Käufer seien Zigeuner, die Hof innerhalb weniger Jahre heruntergewirtschaftet hätten.

Großeltern in Deutschland gestorben. Frau weint, als sie von ihrem alten Hof erzählt. Gemischter Eindruck: Gejaule, genießen Fettlebe in Deutschland.

Die beiden Mädchen auf der Straße flirten mit den Fremden.

Bukarest.

Die Monumentalität der Bauten: protzig, machtbetont – kommt nach einer Woche nicht mehr überraschend.



Geschäft im Stadtzentrum.

Viele Restaurants geschlossen, einige Renovierungen (vieles tot, z.B. die berühmte Leipziger Str.)

Alle Leute wollen hier offensichtlich über Nacht Millionäre werden.

Diskothek und Bar im Diplomatenviertel weit außerhalb des Zentrums, Tipp vom Taxifahrer. Diplomaten (u.a. Chinesen), Oberschicht, dazwischen jede Menge Nut-

ten, außerdem – völlig unpassend – eine Hochzeit. Um 2 Uhr nachts Livemusik: ein kleiner Junge singt Rock.

Bukarest am Sonntagmorgen; kaum Leute auf der Straße, die Hektik, die sonst zur Schmuddeligkeit kommt, fehlt jetzt. Seltsam ruhige Atmosphäre.

Viele schöne Details im Dreck: alte Gebäude, Balkons, Skulpturen, Kuppeln.



Bäckereiauslage.

Das Essen durchweg fad, ungewürzt: Wo bleiben die alten Küchentraditionen? Schwerpunkt auf Fleisch, da früher nicht vorhanden.

Österreichischer Geschäftsmann: Mafia in Rumänien nicht so stark verbreitet. Investitionen meist durch Auslandsrumänen, auf hohem, fast westlichen Niveau. Jeden Tag neue Geschäfte. Leute im Konsumrausch. Mafiage-

schäfte, wo vorhanden, meist durch Zigeuner: streng segmentiert – Zigaretten, Blumenverkauf auf der Straße.

Peste = Fische = Zuhälter; nach Regionen organisiert, viel Zigeuner. Der junge Bursche auf dem zentralen Platz hat nichts zu verlieren, hektisch, gestresst, vermittelt Mädchen, die in Autos warten, auf Zuruf kommen.

51

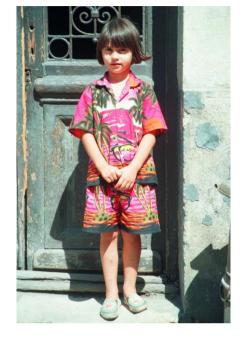
Prostitution ist illegal.

*

Prostitution meist als Straßenprostitution. Phantasiepreise von 300 Dollar, die auf 30 runtergehandelt werden können. Früher alle Nutten bei der *Securitate*. Im *Interconti* in einigen Zimmern Wanzen bis heute nicht abgeschaltet.

Krankheiten unter Nutten nehmen rapide zu.





Wir sahen sie auf der Straße...

*

Handwerkergeschäfte werden schnell und gut erledigt. Überangebot durch viele Neueröffnungen.

*

Zigeuner innenpolitisches Hauptproblem.



Losverkauf.

*

Inflation derzeit gering, Löhne und Preise für Investoren stabil niedrig.

*

Leute schwenken schnell um, stellen sich auf neue Umstände ein. Securitate und Nomenklatura heute vollständig in wirtschaftliche Geschäfte involviert.

*

Filiale von Yves Saint-Laurent.

*

Schwer für alte Leute, die nicht von der Familie aufgefangen werden.

*

Nach der Revolution Landverteilung, Reprivatisierung. Viele Bauern verkauften ihre Anteile an Gesellschaften, konnten mit Geld nicht umgehen, gaben es schnell in der Stadt aus - heute betteln sie in den Straßen.

Staat zur Staffage verkommen.

*

Faschismus im Kommen. "Ausländer raus" - Parolen auf Deutsch in U-Bahn-Unterführung.

*

Sonntags strömen die Rumänen in die Parks. Die Straßen sind leer. Im Wasserrestaurant im Park Livemusik.

*



Im Zug nach Tulcea.

Der Ceauşescu-Volkspalast, abgeschottet von Bauruinen, riesigen Wohnblocks für die Nomenklatura, und dem Fluss, burgähnlich. Mächtige Allee, die auf die Hauptfront zuführt. Nachts bewacht, aber dunkel – totes Herz der Stadt.

*

Gesellschaft rücksichtslos. Beim Trampen, in Schlangen etc. wird vorgedrängelt.

*

Der frühere Empfangschef vom berühmten *Athenée* ist jetzt Generalmanager vom *Venezia*, unserem Hotel. Hat viele berühmte Leute gesehen.

*

3000 Unternehmen sollen privatisiert werden. Jeder hat Anrecht auf Aktien im Wert von 900000 Lei. Z.B. das Hotel Venezia. 30% wird über Aktienverkauf gestreut, 70% an Meistbietenden – Manager schätzt Wert auf 700000 Dollar.

Donaudelta.

Züge halten auf Anfrage mitten auf dem Land.

Nachtfahrt in dem fast leeren Zug nach Tulcea: ohne jede Zugbeleuchtung, auch draußen



Abschied von den Roma.

kilometerweit kein einziges Licht, nur der Vollmond.

Der Zug äußerst ramponiert. Toilette kaum benutzbar. Die Türen fallen aus den Abteils.

Trotz der Dunkelheit keinerlei Gefühl von Bedrohung.

Im Nachbarabteil eine Gruppe mit freundlichen Zigeunern.

Die junge schwangere Frau mit ihrem Kind und ihrer halbwüchsigen Schwester kommen ins Abteil, lassen sich willig fotografieren, wollen dann aber Geld, ohne aufdringlich zu sein. Nachher winkt uns von draußen die ganze Gruppe zum Abschied zu.

*

Fahrt mit dem Schiff nach S. Gheorghe. Leben am Flussufer, Wäscherinnen, Angler. Jeder hat ein Boot. Unzählige verschiedene Vogelsorten. Die Landschaft eher eintönig.

*

Halb zerfallene Städte, kaputte, slumähnliche Wohnblocks. Dagegen die (relative) Sauberkeit der Dörfer. Schöne, kleine Bauernkaten, die Menschen



Romnimädchen aus dem Zug.

freundlicher als in den Städten. Die Bauernhäuser vermitteln durch ihre Farbigkeit Lebensfreude.

*

Das Bauernhaus, in dem wir eine Nacht schlafen. Übernachtung und Essen 12000 Lei. Wasserhahn auf dem Hof, meistens ist er abgestellt. Klohäuschen auf dem Hof ohne Spülung. Überall Geflügel: Gänse, Hühner, Tauben. Gemüse: Tomaten,

Kohl, Gurken, Paprika.

Schwere, breite Betten, Schlafgemächer. Gobelins, made in China. Alte Fotografien an den Wänden. Schauvitrine mit verstaubten Keramikbechern und Plastiktassen. Die Wirtin ist gleichzeitig als Diskjockey tätig.

Wirtin will uns das verabredete und bezahlte zweite Zimmer wieder streitig machen. Als wir



Bäuerinnen in Sfintu Gheorghe.

zurückkommen, ist es ausgeräumt und mit Schrank verstellt. Vermutlich unvorstellbar, dass jemand zwei Zimmer mietet. D. schreit sie zusammen. was mir peinlich ist. Die Großmutter, hinterm Vorhang verborgen, beobachtet die Szene. Die Diskothek: kahler Raum, ein paar Kids tanzen. Hergeführt hat uns ein Mäd-

chen aus Moldawien, das bei der Schwester ihrer Großmutter Urlaub macht und ganz aufgeregt seine Englischkenntnisse an den Mann bringt.

Zwei Ausschankstellen im Dorf.

Was passiert mit dem Dorf durch den Tourismus? Jagt man sich die Fremden ab? Freundlichkeit der alten Leute. Jeder grüßt.

Weidende Kühe. Der Sonnenaufgang. Tau über der endlosen Schilffläche. Die Kiesbaggerei, die kleine Fischfabrik.



Gesehen in Sibiu.

Überall fanatische Kreuzworträtsellöser (z.B. Soldaten im Zug).

*

Der Jurist im Zug viel mit Grundstücksangelegenheiten befasst: Konsequenz der Revolution. Ist ebenfalls optimistisch. Rumänen warteten auf Investoren aus dem Westen, schauten überhaupt mehr in Richtung Westen (NATO, EG). Bedauert Missbild Rumäniens in der ausländischen Presse, z.B. durch

Gleichsetzung der Rumänen mit Zigeunern.

Wer arbeite, habe auch genug zum Leben.

Arbeitslose, die zur Landarbeit tageweise gingen, verdienten dort 5000 Lei/Tg., dies reiche. Ausländisches Geld fließe zögernd, da politische Verhältnisse als nicht stabil eingeschätzt würden.

Sibiu

Die Stadt weniger bürgerlich und touristisch als Braşov.

*

Chinesisches Restaurant. Geht nicht, weil für Rumänen zu teuer und Touristen sind zu wenig. Meist Geschäftsleute.

Zutaten in Rumänien nicht zu bekommen. Besitzerin besorgt sie in Deutschland. Hatte vorher Konfektionsgeschäft, das pleite ging. Auch jetzt wieder sehr skeptisch. Pionierin.

*

Sämtliche Augenfenster an den Marktplatzhäusern ohne Augen.

*

"Heil-Hitler"-Rufe in der Kneipe.

Rumänien, August 1994

